UNSER BUND

ÄLTERENZEITSCHRIFT DES BDJ. E.V.

★ ★ ★

15. JAHR JUNI 1926 BRACHET NR. 6

Unser Bund

herausgegeben vom Bund Deutscher Jugendvereine E. V.
Bundesleitung: Pfarrer Gotthold Donndorf, Hamburg I, Alstertor 1, Thaliahof 4, Professor Dr. Wilhelm Stählin, Münster i. W., Paulstr. 15.
Kanzlei: Wülfingerode bei Sollstedt. Postscheckkonto: Berlin 22226.

Anschriften:

Schriftleitung: Jörg Erb, Lehrer, Haslach i. K. (Baden).
Für Werk und Aufgabe: Professor Dr. Wilhelm Stählin.

Bestellung:

Bei der Post, beim Buchhandel, beim Verlag: Thüringer Verlagsanstalt und Druckerei G. m. b. H., Jena.

Preis:

Jedes Heft 50 Pfg., vierteljährlich 1.50 Mk.

Bezahlung:

Bei Buchhandel oder Post oder bei der Thüringer Verlagsanstalt und Druckerei G. m. b. H., Jena, Postscheckkonto Erfurt 2922.

Inhalt dieses Heftes:

Gebet / Ist die Großstadt ein Untergang? / Vom Schicksal und Sinn der deutschen Jugend / Mensch und Maschine / Werk und Aufgabe: Führertagungen und Lehrgänge / Aelterenfrage / Leibesübungen in Köln / Buch und Bild / Zeltlagerer / Fahrpreisermäßigung / Die Ecke / Anzeigen.

Anschriften der Mitarbeiter:

Walther Classen, Hamburg, Oben Borgfelde / Pfarrer Ludwig Heitmann, Hamburg 20, Ludolfstraße 66 / Lic. Pfarrer Wilhelm Knevels, Heidelberg, Bunsenstraße 14 / Professor Dr. Wilh. Stählin, Münster i. W., Paulstr. 15 / stud. theol. Heinz Kloppenburg, Marburg, Wehrdaerweg / Rektor Blauert, Weida (Thüringen) / Margarete Becker, Hamburg 37, Werderstraße 49.

Bei diesem Heft:

Plan und Einladung zur 13. Bundestagung in Köln am 22.—26. Juli 1926.

Unser Bund

Aelterenzeitschrift des Bundes Deutscher Jugendvereine e. V.

Gebet.

Ich möchte werden wie ein Stern –
der leuchtend durch die Weiten
des dunklen Abendhimmels zieht;
und ob auch Tag auf Tag entflieht,
er folgt durch alle Zeiten
unwandelbar dem Wink des Herrn. –

Dort oben seh' ich's hangen,
ein Fünkchen in der Sternenflur
im großen, kalten Weltenraum.
So steh' auch ich mit leisem Bangen,
ein nichtig Menschlein,
in des großen Gottes allmächtiger Natur.

Margarete Becker.

Ist die Großstadt ein Untergang?

Walther Classen.

Es muß an einem trüben Frühjahrstage des Jahres 1912 gewesen sein — noch vor dem Weltkriege — da ging ich außerhalb meines Hamburger Großstadtquartiers Hammerbrook auf neugepflasterten Straßen zwischen kleinen Schrebergärten. Heute stehen da schon große Sechsstockwerkhäuser.

Damals sah ich zurück auf die letzten düstern Häuserwände hinter mir; wo die standen, wuchsen zwölf Jahre früher, als ich meinen Lehrlingsverein gründete, noch Kartoffeln und Roggen. So rückte das Ungetüm Großstadt immer weiter vor.

Hier war es meist so gegangen: Jedesmal wuchs ein neuer Streifen Häuser auf, wenn die spekulierenden Besitzer des freien Bodens fanden, daß der Quadratmeter teuer genug geworden sei, und die Menschen dahinten im fertigen Quartier aufs äußerste zusammengedrängt waren — in meinem Stadtteil an 1200—1700 Seelen auf die Fläche von 100 m im Quadrat. Wo wir unser „Volksheim" gebaut hatten, hausten in dem einen Baublock 4500 Menschen, darunter 1300 Kinder.

Wie ich nun dort hinsah auf die von Rauch und Wolken überlagerten Häuserreihen, zogen dunkle Wolken auch durch mein Gemüt. Wenn ich zurückdenke, ist es mir, als hätte ich damals die Katastrophe des Weltkrieges schon im voraus in großer Einsamkeit erlebt.

Ich kämpfte damals mit einer Sorge: Unser Lehrlingsverein, an die 150 schulentlassene Jungen, unser Gehilfenverein, ein Kreis von 40—50 der über Achtzehnjährigen, und die parallel daneben stehenden Mädchenbünde brauchten Beamte, viele freiwillig Dienende, aus denen allmählich mit den Jahren Führer erwuchsen. Seit einiger Zeit aber wurden der Jungen, die Aemter übernehmen wollten und sie verwalten konnten, immer weniger. Wer sollte Beiträge einsammeln, und gewissenhaft einsammeln, wer die Bücher verwalten, wer Spielgeräte ordnen, wer Schlagballmannschaften führen, wer Riegen vorturnen? Unser ganzes kleines Staatswesen mußte absterben, wenn aus dem eigenen Volk nicht mehr Beamte kamen. Sehr schnell mußte das kommen.

Aber woher dies Versagen? Es war mir nur zu klar, wie ungern ich der Wahrheit ins Gesicht sah. Je enger die Bevölkerung wohnte, um so blutärmer, nervöser, unsteter wurde die Jugend. In ihnen erlahmten die besten Kräfte: Wille und Phantasie. Mit Kummer dachte ich an meine Schlagballmannschaften, die nur dann noch eine Stunde im Spiel ausharrten, wenn auf jeder Seite ein etwas älterer von gesünderer Rassenkraft mitspielte und mit seinem stärkeren Willen die anderen zusammenhielt. Fehlte solcher Führer, fiel die Gesellschaft wie ein Sandhaufen auseinander.

Wie ein Symbol stand vor meiner Erinnerung das Bild, wie einmal das Pflaster aufgerissen wurde und die Erde zu Tage trat. Da kamen aus allen Häusern die fünf- und sechsjährigen Kinder gelaufen und wühlten in dieser Erde. War das nicht wie ein Greifen nach dem Mutterboden Erde?

Die städtische Menschheit erscheint zum Untergang verdammt *). In dem Kinde, das stets durch neue Eindrücke gereizt wird, aber nie zum ruhigen Erleben kommt, kann die Kraft des Vorstellungsvermögens nicht ausreifen. Der Geist bleibt unstet, hastig, schwach, ja im Grunde träge und nach Reizen gierig.

Noch schlimmer, daß der Wille unstet und schwach bleibt; diese Menschen werden nie recht fähig, mit gespannter Kraft auf ein Ziel loszuarbeiten.

Wird das aber wirklich mit allen so? Nein, heute noch nicht. Wir haben heute in der Stadt noch viele Kinder landgeborener Eltern. Die haben noch Kraft, arbeiten sich empor. Wenn die einen sicheren Verdienst haben und heiraten, so ziehen sie aus dem Stadtteil fort. So klagte mir öfter dereinst Clemens Schultz: „Wenn ich Mitglieder meines Gehilfenvereins traue, so fahre ich mit der Straßenbahn in einen anderen Stadtteil."

So war die Hoffnung eitel, mit der wir dereinst eine Gemeinde zu gründen hofften. Das wurde mir an jenem Tage klar. Mein Werk mußte untergehen, so wie langsam ein Haus in einer Ueberschwemmung versinkt.

Da werden neue Straßen gebaut. Junge Familien ziehen hinein. In einigen Jahren laufen eine Menge Kinder auf der Straße umher. In einigen weiteren Jahren kann ein Jugendverein prächtige Mitglieder hier werben. Dann wird schwerlich noch ein zweites gesundes Geschlecht hier aufwachsen. Die neuen Häuser sind mittlerweile schon verwohnt. Die Steinstufen am Eingang haben sich gesenkt; die Treppenstufen sind schief gelaufen; an Farbe und Sauberkeit fehlt's überall. Jetzt werden hier die Kinder derer wohnen, die nicht herausgekommen sind aus dem engen Quartier — die stumpfen, wilden, arbeitsschwachen, unsteten, die wir in den englischen Großstädten schon zu Hunderttausenden sehen.

Und die anderen, die Emporgestiegenen, die nun in freundlichen Stadtteilen wohnen, sie erleben vielleicht eine schöne Blütezeit. Vielleicht steigen ihre Kinder weiter empor. Dann aber im dritten Geschlecht erlahmt die Kraft jeder städtischen Familie. Bei den Amerikanern drüben scheint es noch schneller zu gehen.

Ist das vielleicht das letzte, was über die Großstadt zu sagen ist? Vergehen alle städtischen Geschlechter so schnell?

Da denke ich an manche Familien, die doch seit Jahrhunderten in städtischen Berufen und städtischem Lebenswerke kraftvoll dauern. Quäker, Hugenotten, Mennoniten, ja doch auch die Juden, deutsche Gelehrtenfamilien, von denen manche auch durch lateinische Namen oder durch den Stammbaum zeigen, daß sie seit Luthers Zeit städtische Berufe ausüben.

*) Siehe meine Schrift: „Das stadtgeborene Geschlecht", Verlag Eger, Leipzig.

All derartigen ist gemeinsam, wenigstens am Anfang ihrer Familiengeschichte und solange wenigstens ihre Kraft blüht, das starke religiöse Leben. Sie vollbrachten ihre Tage im Bewußtsein, hier nicht daheim zu sein, sondern nur wie Gäste hier eine Pflicht erfüllen zu müssen; zum mindesten, sie lebten im Bewußtsein einer heiligen, höheren Macht, der sie verantwortlich sind.

Besinnen wir uns, daß das Christentum, aus ländlicher Flur in Galiläa erwachsen, in den Großstädten Roms seine erste große Blüte erlebte. Es hob dort, in einer untergehenden Welt, ein Geschlecht zu einem neuen Leben empor, so daß es Träger einer Zukunft wurde.

Es ist allerdings in solcher tödlich gefährlichen Lage, wie unsere großstädtische ist, möglich ein Sich-Zurückbesinnen zu den letzten Quellen des Lebens, — nicht allen, aber denen, die berufen sind. Und werden ihnen dann Kräfte verliehen, auszudauern und umzugestalten?

Ist aber nicht dies das Höchste und Letzte unserer Kraft? Wir wissen, alles Werdende hier vergeht auch wieder. Diese Großstadtherrlichkeit vergeht einmal wieder. Einst liegen unsere Wolkenkratzer und Bahnhofshallen, unsere Kontorhäuser und Lichtspielhäuser da wie die Trümmer von Ninive und Babylon. Diese riesenhohen Häuserreihen werden Steintrümmerhaufen sein, Wasserlachen werden in versunkenen Straßen stehen, Gestrüpp über alles dahinwachsen. Aber was in uns mit Treue und Opferwillen wirkte, glaubte, hoffte, opferte — das allein ist das Ewige. Das wird reif und geht hinüber in eine verborgene Welt. Je tiefgläubiger eine Menschenseele ist, um so stärker wird sie auch wirken auf dieser Erde, auch in der furchtbaren, lebenverschlingenden Großstadt.

Vom Schicksal und Sinn der deutschen Jugend.

Von Ludwig Heitmann, Hamburg.

Wilhelm Stählin hat uns in diesem Jahre das langerwartete Buch geschenkt, das nicht nur ein neues „Dokument der Lage" ist, an dem wir ablesen können, wo wir in der Entwicklung der Jugendbewegung augenblicklich stehen, sondern eine Sinndeutung des Zeitgeschehens, die zur Entscheidung zwingen will. Es gibt Punkte in der Lebensentwicklung, an denen letzte Würfel fallen. Auch die Jugendbewegung, die ja längst aus dem Rahmen einer reinen Jugendsache herausgetreten und eine verebbende Welle in einem großen, das ganze Zeitgeschehen umspannenden Schicksalszusammenhange geworden ist, kommt um diesen Punkt nicht herum, an dem sie sterbend sagen muß, welches das letzte Wort sei, das durch sie zeugend in die Zukunft geworfen werden soll. Stählins Buch weiß um den Ernst dieser Forderung, die heute vor allen steht, die von der Woge der Jugendbewegung berührt worden sind. Es will dem Sinne nachspüren, der letztlich in ihr leuchtet.

Unser Bund hat darum nicht nur eine äußere Verpflichtung, sich mit diesem Bekenntnis seines Bundesleiters und Führers zu beschäftigen, sondern auch eine innere Verantwortung, seine Entscheidungsfrage ganz ernst zu nehmen. In ihr ruht sein eigenes Schicksal. Wie der Bund deutscher Jugendvereine niemals ein Sonderbund mit ausgeprägten Einseitigkeiten sein wollte, sondern immer um das Ganze rang — in diesem letzten Sinne ein Bund der Mitte —, so ist „Schicksal und Sinn der deutschen Jugend" für ihn selber Schicksal und Sinn. Stählins Buch stellt darum nicht allein im äußerlichen Sinne höchste

Anforderung an umfassendes Mitdenken, sondern erst recht im innerlichsten Sinne die höchste Forderung an mitverantwortliche Auseinandersetzung mit seiner um das Letzte ringenden Sinndeutung.

Ich halte es darum für eine selbstverständliche, aber darum nicht minder ernst und dringlich zu nehmende Forderung an alle Aelterengemeinschaften unseres Bundes, daß sie dieses Buch wahrlich nicht nur lesen, sondern mit ihm ringen und an ihm zur Entscheidung durchstoßen. Es will selber durchaus noch nicht das letzte Wort sein — wer könnte in diesem Zeitengraus ein letztes Wort sprechen! —, aber es will auffordern und dazu hindrängen, auf das letzte Wort zu lauschen, das nicht von uns kommen kann, sondern zu uns sprechen will.

Ich selbst bin von diesem Buche auf das stärkste getroffen, aber noch nicht mit ihm fertig. Es stellt in gedrungener und gehaltener, aber auch andringender Sprache umfassende Zusammenhänge vor uns hin und dringt an einer Reihe von wesentlichen Punkten bis in die innerste Not der Zeit vor, nichts verschleiernd, aber gerade darum auch befreiend. Es zerstört unerbittlich alle Illusionen, denen wir immer noch gern und leicht erliegen, aber es stößt auch durch zu erlösender Hoffnung. Es nimmt das Leben unerhört ernst und schwer, aber gerade darum kann es auch den Weg zu sieghaftem Glauben zeigen.

Wir wollen in Köln auch über die Großstadtfrage miteinander sprechen. Darum will ich eine kleine Reihe von Besprechungen der Stählinschen Gedanken damit beginnen, daß ich seine ersten beiden Kapitel über „Natur" und „Leib" mit den Augen des Großstädters betrachte.

Von geradezu befreiender Klarheit und weiterführender Kraft ist gerade für uns Großstädter das erste Kapitel „Natur". Für uns ist ja das Naturerlebnis von grundlegender Bedeutung geworden und bleibt es für jedes junge Geschlecht, das im Protest gegen die Großstadtsinnlosigkeit sich der Not, in der wir stehen, zum ersten Male bewußt wird. In der Natur wird ihm immer zuerst aufgehen, daß im großstädtischen Leben ein Todesschicksal schlummert. Jeder noch mit einem letzten gesunden Lebensinstinkt bewaffnete junge Mensch wird es in der Natur wieder erleben, „wie wenn er aus einer finsteren Stube, in der er gefangen gehalten war, plötzlich ins Freie treten darf und nun plötzlich um sich her nicht mehr die kahlen Wände, die seinen Blick begrenzt und den Laut des Lebens von seinem Ohr ferngehalten haben, sondern die bunte Fülle der Welt, alle Farben, alle Töne, Blumen, Bäume, Vögel, Sterne, Wasser, Sonne, Erde um sich her verspürt."

Aber dieses Naturerlebnis ist für uns, die wir aus der Romantik herausgewachsen sind, nicht ungebrochen geblieben. Mit voller Lebenswahrheit schildert Stählin den doppelten Bruch, der uns gerade durch den Wahrhaftigkeitssinn, den die Natur uns schenkte, schmerzlich zum Bewußtsein geführt wurde. Wir können nicht zurück in die ungebrochene Ordnung der Natur, vielmehr merken wir bald den unüberbrückbaren Abgrund zwischen uns und der unreflektierten Dumpfheit des Naturlebens — weil wir Menschen sind. Weil ein unerbittliches, einem anderen Reich angehörendes „Du sollst" in unserer Brust tönt, bleibt uns die ersehnte Pforte verschlossen — oder wir sinken in die Tierheit zurück. Hinter dieser schmerzlichen Entdeckung aber wartet noch eine andere: daß auch in der Natur eine furchtbar abgründige Tiefe des Zwiespalts, des unerlösten Leidens, des sinnlosen Sterbens liegt.

Aber gerade dadurch — und das ist wahrhaft befreiende Sinndeutung — stoßen wir zu einem viel tieferen Naturverhältnis durch. Die „seufzende Kreatur"

tritt uns nun erst in unserer tiefsten Not und Sehnsucht nach einer „neuen Schöpfung“ wirklich an die Seite. Sie leidet mit uns und wartet auf „die Offenbarung der Freiheit der Kinder Gottes“.

Von hier aus aber geht uns ein völlig neues Licht darüber auf, wo im Tiefsten die „Unnatur“ unseres mechanisierten großstädtischen Lebens liegt. Sie liegt durchaus nicht allein in dem Verlust der grünen Wiesen, der frischen Luft, der schönen Abendstimmungen, sondern in dem Verlust eines letzten „Inwendigen“ oder vielmehr einer letzten großen Wirklichkeit, die geheimnisvoll und unheimlich verborgen hinter aller Natur, hinter allem Leben ruht. Die fürchterliche Anmaßung, die darin liegt, daß wir glaubten, wir könnten die Natur erobern, durchdringen, verstehen, ihr Geheimnis ergründen, indem wir oberflächlich ihre Kräfte durchforschten und „technisch“ in den Dienst der Menschen stellten, wird uns mit einem Schlage klar. Wir sind in dem ganzen großen Erfindungsrummel der Großstadt an ihrem „Wesen“ gänzlich vorübergegangen. Daß die Natur die Offenbarungsstätte geistiger Kräfte, das große sichtbare Gleichnis einer unsichtbaren Welt sei, die uns selber unmittelbar angeht, das geht uns in diesem neuen Naturverhältnis langsam auf. Hinter der Natur wird der Schöpfer sichtbar, der mehr ist als eine letzte geahnte Einheit alles Seienden, der vielmehr in seiner unnahbaren Hoheit und majestätischen Unabhängigkeit durch alles hindurchleuchtet. Gerade im Leiden und Vergehen, in dem großen Opfer alles Lebendigen leuchtet diese andere Wirklichkeit auf. Wir schauen in der Natur den Hinweis auf den ewigen Christus, dessen heiliges Lebensgesetz in allem leuchtet. Man möge sich ernsthaft vertiefen in das, was Stählin über das Symbol sagt, das in der Natur leuchtet. Uns wird deutlich werden, wie hier die wirkliche Ueberwindung der großstädtischen Mechanisierung unseres gesamten Denkens liegt, die uns gegenüber allen Versuchen, einige Natureindrücke und -stimmungen wie schmückende Blumen in das Grau der Großstadt zu tragen, das wirklich Entscheidende gibt.

So führt uns nun auch Stählin noch einmal hindurch durch das Erlebnis des L e i b e s, desjenigen Stückes Natur, das uns allernächst angeht. Auch hier stößt er entscheidend weiter, indem er jene große Lücke aufweist, die in der Entdeckung der Leiblichkeit geblieben ist. Daß die leibliche Haltung den g a n z e n Menschen angeht bis in unsere Gewohnheiten des Essens und Trinkens, der Kleidung, der Wohnung, des Schlafens und nicht bei der Enthaltung von Alkohol und Nikotin und beim Lernen einiger neuer Tänze stehen bleiben darf, das wird eindringlich klar gemacht. Auch der BDJ. muß sich das sehr ernst gesagt sein lassen.

Freilich öffnet nun auch Stählin uns das Auge dafür, daß die Entdeckung des Leibes als des lebendigen Körpers, der von einer geheimnisvollen, ihm innewohnenden Kraft seine Form, das Gesetz seines Lebens und Wachstums empfängt, doch auch zum Bewußtsein seiner ganzen Abhängigkeit, Hinfälligkeit und Vergänglichkeit führen muß, weil auch er teil hat an der furchtbaren Zwiespältigkeit, dem Leiden und Sterben der Natur. Diese Zwiespältigkeit drängt sich uns doppelt schmerzlich auf, weil wir am Leibe unmittelbar dessen inne werden, daß er mit Seele und Geist eine Einheit zu bilden berufen ist, diese Einheit aber immer wieder als hoffnungslos zerrissen erlebt wird. Jenes romantische Erlebnis, das im Tanz, im Schreiten, im Spiel die volle Einheit zu besitzen glaubt, erweist sich als Traumbild vor dem furchtbaren Riß, der

zumal uns Menschen der großstädtischen Zersetzung nicht nur durch das eigene Leben, sondern durch das Lebensganze zieht.

Hier nun ist es uns, die wir unter dem Schicksal der Großstadt stehen, eine Notwendigkeit, ausführlicher, betonter, schärfer, als Stählin es tut, die Bedeutung dieser Entdeckung uns klar zu machen und daraus die Folgerungen zu ziehen. Denn der Leib ist für uns das Stück Natur, das uns wirklich am allernächsten angeht, das uns täglich nicht nur an uns selbst, sondern auch in unserer Umwelt schmerzlich nahe ist. Darum muß hier der Entwicklungsgang, den wir in unserem Verhältnis zur Natur draußen durchlebt haben, noch heller und klarer aufgezeigt werden, damit wir zu erlösender Klarheit durchstoßen. Genau so, wie durch den Bruch im Naturerlebnis ein ganz neues Naturverhältnis aufleuchtet, gewinnen wir durch den Bruch im Erlebnis der Leiblichkeit ein völlig neues Verhältnis zum Leibe. Wer etwa meinen sollte, das rhythmische Zusammenschwingen mit dem All im Tanz und Spiel und im Verhältnis der Geschlechter könne irgendetwas entscheidend Erlösendes in sich tragen, der sinkt eben gerade hier noch stärker als im Verhältnis zur Natur draußen zur Tierheit hinab. Gerade die schmerzliche Entdeckung der Unerlöstheit des Leibes offenbart es uns, daß der Mensch „der Bürger einer Welt ist, die aus der Qual ihrer Selbstvernichtung sich sehnt nach dem neuen Schöpferwort Gottes, das nicht nur einen Menschen sittlich erneuert, sondern eine neue Erde und eine neue Welt ins Dasein ruft".

Hier eben ist der Großstadtmensch mit seiner „Kultur des Leibes" in einer furchtbaren Täuschung befangen. Er sah und sieht den Leib nur auf der Ebene, auf der die romantischen Naturentdecker die Natur sahen — in der Losgelöstheit von der heiligen Macht, die ihn „geschaffen hat". Von den Vertretern der „körperlichen Ertüchtigung" bis zu den Erneuerern des Volkstums „aus seinem Wesen heraus" — auch das Volk ist Leib —, von den „Gymnastikern" und Sportsleuten bis zu den Wirtschaftsreformern, von den Lichtbadheilern bis zu den Wohnungsreformern leben alle im Grunde auf der Stufe derer, die technisch die Welt und ihre Leiblichkeit erobern und erlösen wollen. Daß wir von dieser Weltbetrachtung wie von der mechanisch-technischen Naturbetrachtung erlöst werden müssen, gerade im Blick auf die Leiblichkeit, das muß klar herauskommen. Die Pflege des „Renaissanceleibes", ob sie nun sportlich, ästhetisch oder wirtschaftlich ist, muß als eine der furchtbaren Formen der Knechtschaft erkannt werden, unter der unsere heutige Welt seufzt. Was diese Welt „Kultur des Leibes" nennt, ist einfach Pflege des „Fleisches" und damit Knechtschaft unter das Fleisch. Das eben ist die grauenvolle Tatsache des Großstadtzeitalters, daß in ihm der Leib der Schöpfung in eingestampftes Fleisch verwandelt worden ist, daß in ihm die Fragen der Wirtschaft, der äußeren Hygiene, der ästhetischen Körperpflege, des Sports alles beherrschen und das Ganze des Lebens immer mehr in einen hoffnungslosen Morast verwandeln, vor dem uns keine noch so verfeinerte Kultur der Sinnlichkeit retten kann.

Vor einem Mißverständnis muß freilich an dieser Stelle scharf gewarnt werden. Es könnte einer nun sagen: „Also lassen wir den Kampf um die Zucht unseres Leibes, um die Gesundheit des Körpers, um bessere Wohnungen und gerechtere Wirtschaftsformen, um die Erneuerung unseres Volkes und die Verfeinerung unserer Lebenssitten!" Wer so spricht, übersieht, daß in diesem Kampf jenes heilige, unentrinnbare „Du sollst!" in die Welt hineinklingt, dem keiner

sich entziehen darf, der sich nicht endgültig dem Tiere preisgeben will. Wehe dem, der sich selbst, sein Volk, den sinkenden Bruder kampflos dem Tiere überliefert! Dieser Kampf ist die unumgängliche Uebergangsstufe zu dem, worauf es entscheidend ankommt. Eine Jugend, die sich weigert, das Letzte der ihr gegebenen Kraft daran zu setzen, um den Leib in die Zucht des Geistes zu bringen, schließt sich selbst von dem Letzten aus, was nun allerdings als etwas völlig Neues in diese gesetzlich-technische Lebensanschauung hineinbricht.

Denn nur dem Kämpfenden geht jener Bruch in seiner ganzen tragischen Tiefe auf, durch den unser Verhältnis zum Leibe heute hindurchschreitet. Ihm wird erst deutlich, was der Krankensaal mit seinen gebrochenen Leibern, was der im Großstadtleben uns tausendfach begegnende, von unbeherrschten Begierden entstellte Leib, was die stinkende Aesthetik, die nur ungezügelte Leidenschaften verhüllt, was der zerrissene Körper unseres Volkes, was der aus tausend Wunden blutende Wirtschaftsleib der Menschheit uns sagen will. In diesem furchtbaren Leiden und Sterben tritt uns die Leiblichkeit erst ganz nahe, weil es uns im Tiefsten enthüllt, was unseres eigenen in tausendfache Leibesnot verstrickten Lebens letzte Sehnsucht und Hoffnung ist. In dem allen schaut uns die eigene Not in ihrer ganzen Größe und ihrer furchtbaren Tiefe an: „Wer wird mich erlösen von diesem Todesleibe?"

Gerade in seiner furchtbaren Zerrissenheit wird der Leib hier zum Hinweis auf jene andere Wirklichkeit, die ihm überhaupt erst Sinn und Leben zu geben vermag, ohne die er, wie wir es eben erschütternd erleben, zum verwesenden Kadaver wird. In seiner Todesnot wird er transparent und weist uns darauf hin, daß nur ein erlösendes Auferstehungswort allem leiblichen Leben die Möglichkeit der Existenz zu geben vermöchte. Weil wir dies Auferstehungswort verloren haben — daher die Verwandlung aller Leiblichkeit in Fleischlichkeit. Durch das Sterben aber beginnt es heute wieder leise hindurchzuklingen. Wir fangen an, wieder die ganze Tragweite des Wortes zu ahnen, daß „man alles für Schaden erachten müsse, um die Kraft der Auferstehung zu erkennen". Es gibt keine Erlösung aus der Wirtschaftsnot aus rein wirtschaftlichen Gesetzen heraus, es gibt keine Heilung des sterbenden Volkskörpers aus dem „Wesen des Volkstums" heraus, es gibt keine Erlösung des Körpers zu Form und Zucht durch rein körperliche Uebungen, es gibt kein Aufhalten des leiblichen Unterganges durch Technik und Gesetze. Erst wenn alles Leibliche transparent geworden, d. h. seine Vergänglichkeit durchschaut ist, kann die Wirklichkeit sich öffnen, die nun neuschaffend die „Kraft der Auferstehung" ansetzen kann, die freilich alles andere schafft als einen verklärten Renaissanceleib.

Daß durch alle sterbende Leiblichkeit unserer Tage ein ganz anderer Leib hindurchzuleuchten beginnt, in dem ganz andere Gesetze walten als die eines gewaltsamen Sports oder einer ästhetischen Körperpflege, einer völkischen Anmaßung oder einer wirtschaftlichen Eigengesetzlichkeit, einer rein technisch eingestellten Heilkunde und einer eigengesetzlichen Kunst, das wird uns heute langsam deutlich. Die Wirklichkeit, die durch die sichtbare Leiblichkeit hindurchleuchtet und die Voraussetzung aller wahren Leiblichkeit ist, tritt wieder heraus. Was die Bibel mit dem geheimnisvollen Wort von dem „Leibe Christi" meint, der, indem er gebrochen wird, seine schöpferische Kraft offenbart, zieht als erste Ahnung wieder durch unsere Seele. Dieser Leib liegt

wahrlich nicht jenseits des Grabes, sondern baut sich mitten hinein in diese sichtbare Welt des Todes und leuchtet hier und da leise auf aus einem Antlitz, das zur Demut und zum Gehorsam eines heiligen Willens geweiht, aus einem Leben, das durch das „Gesetz des Sterbens" geheiligt, aus einer Gemeinschaft, die zu einem unbedingten Dienste bereitet wurde; aus einem armen Leben, das in der Armut den höchsten Reichtum fand und weiterzugeben lernte, aus einem neuen wirtschaftlichen Denken, das überhaupt nicht mehr „wirtschaftlich" denkt, sondern selbst das Erdengut in ein „anvertrautes Pfund" wandelt, das zu einem Gruß von der Wirklichkeit werden soll, die hinter allem Sichtbaren leuchtet; aus einem Dienst am Volke, der wirklich „heiligt" und wandelt, und nicht nur Vorhandenes verklärt.

Daß die Leiblichkeit das Ende der Wege Gottes und nicht ein Betätigungsfeld für menschliche Wohlfahrtspflege und allerlei Eitelkeiten ist, das wird jetzt deutlich. Der „Tempel des heiligen Geistes" sieht anders aus als ein wohltrainierter „Sportsleib" und auch als ein Max Teppscher Tanzleib. Die volle Verantwortung, die wir allen Formen der Leiblichkeit gegenüber haben, von der Stählin so eindrücklich spricht, tritt erst da ganz ins Licht, wo mit der Transparenz aller Leiblichkeit Ernst gemacht wird. Echte Leiblichkeit tritt in den vollen Gegensatz zu allen Formen der „Pflege des Fleisches". Diesen Gegensatz herauszuarbeiten dürfte eine ganz wesentliche Aufgabe der Gegenwart und Zukunft sein. Hier und da schimmert es in der Kunst und im Gemeinschaftsleben kleiner Kreise schon auf, was wirkliche Leiblichkeit ist.

Daß es eine „Auferstehung des Fleisches" — das ist die urchristliche Form — eine Erlösung aus der Fleischlichkeit zur wirklichen Leiblichkeit des Leibes Christi gibt, das wartet als neue Glaubensgewißheit hinter der furchtbaren Leibesnot unserer Tage. Aus der sterbenden „Leibeskultur" einer ganz ans Stoffliche verlorenen Welt steigt leise die Ahnung eines neuen, des wirklichen Leibes empor, der alles Leben im Sterben wandelt zu einer neuen Schöpfung. „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Schöpfung, das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu worden."

Am Schlusse des altchristlichen Bekenntnisses steht ein Dreiklang, dem an liturgischer Wucht nur der Schluß des Vaterunsers an die Seite gestellt werden kann. Wir haben ihn lange genug als ein halb ungläubig mitgenommenes Anhängsel betrachtet. Aber er ist wirklich der gewaltige Schlußakkord, der über allem Geschehen dieser vergänglichen Welt steht: „Ich glaube an die Vergebung der Sünden, die Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben." Wer die alles beherrschende Bedeutung dieses Schlußakkordes zu ahnen begonnen hat, dem hat die Großstadtwelt mit aller ihrer Leibesnot ein neues Antlitz der Hoffnung gewonnen.

Mensch und Maschine.

Ein Beitrag zu der Frage: Wie verhält sich unsere Seele zur Technik?

Lic. W. Knevels.

So begann die Jugendbewegung: Junge Menschen wandten sich ab von dem üblichen Lebensbetrieb, den sie als seelenlos, unecht, unlebendig empfanden. Zunächst versuchten sie, fern von diesem Leben eine eigene Welt aufzubauen auf Wanderungen und im Nest, in jugendlicher Gemeinschaft (Romantik). Später bemühten sie sich, in das Leben wieder einzugreifen, das sie

verlassen hatten, und es in ihrem Sinne beeinflussen (Aktivismus). In beiden Perioden galt der Protest und Kampf der Jugend ganz besonders der Maschine, der Technik, die nicht nur das äußere Dasein der Menschen beherrschte, sondern auch ihr Inneres in ihren Dienst zwang — dem maschinisierten, mechanisierten, technisierten Leben. Diese Gedanken sind euch Aelteren, die ihr durch die Jugendbewegung hindurchgegangen seid (und das sind hoffentlich die meisten), wohl vertraut; ich brauche sie euch nicht weiter auszuführen. Aber das Problem, um das es sich hier handelt, ist, genau besehen, noch nicht einmal angefaßt. Mit Schlagworten wie: „Kampf der Maschine" und mit Sentimentalitäten wie: „die Seele wird durch die Maschine zerstört" — läßt sich die Frage nicht erledigen. Wollen wir die Maschine ausrotten oder wollen wir alles laufen lassen? Wollen wir die Maschinisierung mitmachen oder ihr widerstreben? Wollen wir an den Maschinen arbeiten und über sie schimpfen?? Wollen wir die Zivilisation und Technisierung ablehnen, ihre Erzeugnisse aber benutzen (bis zu Telephon und Radio)?? Wie stehen wir heute dazu? Wie stehen wir im BDJ.? Sind wir „fromm", also gegen die Maschine, oder „weltoffen", also für die Maschine? (Denn die Maschine bringt sicherlich etwas, das der Frömmigkeit gefährlich ist; aber sie gehört auch als ein wichtiger Bestandteil zu der Welt, der wir offenstehen wollen!) Was ich hier ausführe, soll ein Anfang sein, ein Versuch, das Problem auf den richtigen Boden zu stellen und in klarem Licht zu sehen. Die Lösung kann nicht im Kopf eines Einzelnen entstehen, sondern sie wird allmählich im Leben. Daß sie wird, dazu mögen alle Aelteren im Bund beitragen, und wir mögen einander helfen, indem wir uns darüber aussprechen.

Wie ist der jetzige Zustand? In unserem wirtschaftlichen Leben beobachten wir eine ständig steigende Bedeutung der Maschine. Die Arbeit von Fleisch und Blut wird immer mehr auf Eisen übertragen. Einfache und schwierige Hantierungen gehen vom Menschen auf die Maschine über. Das ist die Technisierung. In Amerika ist diese bekanntlich schon viel weiter fortgeschritten als bei uns. Ohne Frage drängt auch bei uns die Entwicklung in die gleiche Richtung. Immer mehr macht die Maschine, was vorher von Menschen gemacht wurde (oder z. B. von Tieren: in Stockholm kamen 1905 auf 10 Autos 140 Pferde, 1925 auf 10 Autos 1 Pferd!). Selbst der Bauer verwandelt sich immer mehr in einen Industriellen. Der amerikanische Farmer hat von dem, was wir unter einem Bauer verstehen, fast gar nichts mehr an sich; er ist in der Hauptsache der Bediener landwirtschaftlicher Maschinen.

Zu der Technisierung tritt die Mechanisierung. Das Persönliche, Individuelle, Eigenartige wird zurückgedrängt, ja schließlich ausgeschaltet. Schreibmaschine statt Handschrift. Rechenmaschine statt Kopfrechnen. Telephon statt persönlicher Verkehr. Explosionen statt Kämpfe zwischen Menschen im Krieg. Auch wer die Technisierung bejaht, wird nicht bestreiten, daß bei der Mechanisierung eine Gefahr auftaucht. Die Schreibmaschine ist sicher eine brauchbare Erfindung. Wenn man aber daraus den Schluß ziehen wollte: „Wozu noch schreiben? Die Maschine schreibt ja schneller und deutlicher!" (und wie fast jeder Ford-Arbeiter ein Auto hat, könnten wir auch mal alle eine Schreibmaschine haben), dann wäre das verhängnisvoll, so empfinden alle sofort, auch wenn sie es nicht klar begründen können. Dazu tritt ein Weiteres: die

Maschinen sind immer leichter zu handhaben und zu bedienen. Die elektrischen Maschinen leichter als die Dampfmaschinen usw. Wer sich ein Bild davon machen will, was uns hier noch bevorsteht, lese Henry Ford. In seiner Rieseinindustrie werden die Maschinen immer mehr vervollkommnet, so daß die Arbeit des Menschen immer leichter wird. 43 % aller Arbeiten, die in den Fordschen Betrieben nötig sind, können an einem Tag erlernt werden! Immer gleichförmiger werden die Verrichtungen, die der Mensch zu machen hat; alles andere besorgt die Maschine.

Die Technisierung und Mechanisierung greift weiter. Sie greift in das persönliche Leben. Denkt an die „Erholung", die der moderne Mensch bei den Freuden des Rundfunk findet! Radio ist überhaupt das Sinnbild der völligen Maschinisierung. (Bis etwas Neues erfunden wird, das das Radio noch übertrifft!) Schließlich genügt ein Konzert für die ganze Erde! Der Mensch kann nicht mehr ohne die Maschine sein. Er nimmt vom Wesen der Maschine etwas in sich auf. In Anker Larsens „Martha und Maria" ist geschildert, wie die Leute an einer Dreschmaschine tätig sind: „Die Maschine erschütterte das ganze Gebäude; die Erschütterung übertrug sich auf die Arme aller; die Maschine war in ihnen allen; jeder tat seine Arbeit, aber es war doch die Maschine, die in allen zitterte." Der Mensch hat eine Freude an der Maschine. Oder er hat ein Grauen vor ihr. Aber jedenfalls fühlt er, wie sie ihn in ihren Bann zwingt. Auf geistigem Gebiet ist der Mechanisierung die Spezialisierung nur die Ausschaltung des Persönlichen ähnlich. Etwa so: In Berlin hält ein Pfarrer eine Woche lang alle Beerdigungen eines großen Stadtteils, jeden Tag auf dem Friedhof hintereinander; die nächste Woche ein anderer; dadurch wird Zeit und Kraft gespart. Oder: ich kann mich kaum mehr an einen bestimmten Rechtsanwalt wenden, den ich haben will, sondern nur an zwei, drei oder mehrere Rechtsanwälte, die sich zur Ausübung der Praxis verbunden haben und die unter sich verabreden, welcher von ihnen meinen Fall übernimmt. Oder: wir wählen in den Reichstag nicht Personen, sondern Parteien; auf die Personen haben wir keinen Einfluß.

Da ist es nicht mehr weit zu der neuesten Errungenschaft, die wie ein groteskes Wahrzeichen der Maschinisierung am Ende der geschilderten Entwicklung steht: die Maschine, die Menschen beurteilt! Alexander Moszkowski schildert sie begeistert im Berliner „8-Uhr-Abendblatt" vom 15. Januar d. J. Der leblose Gegenstand, das „Diagnoskop" *) unterwirft den Menschen einer Prüfung. Es erteilt ihm bezifferte Zensuren, die ihm ansagen, was an ihm ist, welche Fähigkeiten des Verstandes und des Gemütes er besitzt, und welche Richtung er einschlagen soll. Der Mensch kennt seine innere Beschaffenheit nicht, aber die unfehlbare Maschine kennt sie. Das ist also der Gipfel! Höher können wir wohl kaum hinauf. Oder vielmehr: tiefer kommen wir wohl kaum herunter. Ueber dem Menschen steht als Prüferin und als Herrin die (von ihm erfundene und hergestellte!) Maschine.

Sehen wir zunächst von diesen Verstiegenheiten und Verirrungen ab und kehren wir zu der Maschinisierung der Arbeit zurück! Durch die Maschine wird die Arbeitsleistung erhöht. Das läßt sich nicht bestreiten. Aber die Arbeit, die der Mensch an der Maschine zu leisten hat, ist gleichförmig, eintönig und, wie man oft sagt, den Nerven und der Seele schädlich. Hier muß ich als einer, der noch nie länger an einer Maschine gearbeitet hat, diejenigen

*) Wird jetzt, wie man liest, von den Forschern abgelehnt. J. E.

von euch, die hier Erfahrung haben, fragen: Ist das wirklich wahr? Tötet die gleichmäßige, einförmige, mechanische Arbeit wirklich die Seele? Ist Maschinenarbeit wirklich schlimmer als Hand- und Handwerkerarbeit? Ford erzählt von einem Arbeiter, der seit 8 Jahren nichts anderes zu verrichten gehabt habe, als bestimmte Eisenteile entgegenzunehmen, diese in einem Oelkessel kurze Zeit herumzuschwenken und sie weiterzugeben; man habe diesem Arbeiter eine andere Tätigkeit angeboten, zur Abwechslung; er habe jedoch erklärt, daß er bei derselben Arbeit bleiben wolle. Wir sagen, das wird ein stumpfsinniger Mensch sein; aber vielleicht ist es ein Mensch, der dieselbe Arbeit weiter tun will, weil er sie immer besser beherrscht und immer geschickter ausführt.

Für das Handwerk gegen die Maschinenindustrie wird oft ins Feld geführt: Der Handwerker läßt den ganzen Gegenstand entstehen und sieht am Schluß das fertige Erzeugnis seiner Arbeit, z. B. der Schuhmacher den Schuh; dabei empfinde er eine Art Schöpferfreude; das Gleiche gelte vom Bauer. Der Industriearbeiter aber ist immer nur an einem und immer an demselben Teil tätig, z. B. in der Schuhfabrik an der Herstellung der Lackkappen; den fertigen Gegenstand bekommt er gar nicht zu sehen; daher sei ihm die Freude an der Arbeit genommen. Diese Erwägung hat auf mich früher großen Eindruck gemacht; jetzt nicht mehr. Mir fiel auf, daß die Handwerker und Bauern nur höchst selten eine solche Schöpferfreude zeigen, und daß die Fabrikarbeiter sich nur höchst selten über die Art ihrer Arbeit beklagen (sie beklagen sich über anderes, über geringen Lohn oder schlechte Behandlung, über Lärm und Gestank, die mit der Maschinenarbeit heute vielfach noch verbunden sind). Ich glaube, wir sind hier einer Handwerker- und Bauern-Romantik verfallen, die in der Wirklichkeit keine Stütze hat. Der Schuhmacher empfindet nicht mehr Schöpferfreude als der Arbeiter in der Schuhfabrik; die Tätigkeit des Schuhmachers ist ebenso seelentötend als die des Arbeiters. So ist es jedenfalls im praktischen Leben. Dazu kommt: die Maschine beschleunigt die Arbeit so sehr, daß der Mensch nicht mehr so lange arbeiten muß, wie er mit der Hand arbeiten müßte. Diese Erleichterung tritt bei uns in Deutschland noch nicht recht in Erscheinung; aber sie ist nicht zu bezweifeln und wird sich auch bei uns bemerkbar machen, wie jetzt schon in Amerika, wo der geringste Arbeiter bei Ford nur 8 Stunden arbeiten muß und 6 Dollar am Tage verdient. Ist der Schuhmacher, der sich 14 Stunden am Tage abplagt, seelisch besser daran als der Arbeiter in der Schuhfabrik, der mit 8 Stunden Tagesarbeit den gleichen oder einen höheren Verdienst hat als der Schuhmacher? Der Schuhmacher arbeitet — wie der Romantiker meint, seelenvoll — 14 Stunden und ist dann körperlich und geistig erledigt, kaputt; ist das seiner Seele nützlich? Der Fabrikarbeiter arbeitet 8 Stunden seelenlos; hat er dann nicht noch Zeit und Kraft genug, seine Seele zu pflegen? Diese Fragen muß man wenigstens stellen. Ich wage nicht, sie zugunsten des Fabrikarbeiters zu beantworten, vor allem deshalb, weil die Fabrikarbeit ohne Frage dem Seelenleben abträglich ist und der Fabrikarbeiter — obwohl er dazu Zeit und Kraft hätte — nach seiner Arbeit die Seele eben nicht pflegt. Aber die bei uns übliche Antwort zugunsten des Handwerks vermag ich nicht mehr aufrechtzuerhalten.

Eine andere Erwägung, die öfters angestellt wird, ist die: der Fabrikarbeiter vermag keinen Sinn mehr in der Arbeit zu finden, was beim Hand-

werker und Bauern noch möglich ist; bei ihm liegt der Sinn nur in dem, was durch die Arbeit erzielt wird, also zumeist in dem Lohn. So viel ist daran richtig: der *Sinn der Arbeit* sollte eigentlich bereits *in der Arbeit* selbst zu finden sein. Bei meinem Beruf z. B. ist das auch so, glücklicherweise. Aber zumeist ist es in der praktischen Wirklichkeit *nicht* so. Der Sinn der Arbeit liegt da *in dem, was durch sie bezweckt und erreicht wird*. Und das ist an sich gar nichts Schlimmes. Die Hausfrau wird im allgemeinen nicht am Putzen selbst Freude haben und im Putzen einen Sinn finden, sondern an dem Erfolg: daß es dann sauber ist und daß sich ihre Familie wohl fühlt. Wenn nun durch die Maschine die Arbeit beschleunigt und erleichtert wird und ihr Erfolg schneller erzielt wird — warum sollen wir das nicht benutzen? Warum sollen wir selbst tun, was die Maschine tun kann? Sollen wir die Verbesserung der Wirtschaftslage, ja die Beseitigung der Armut, die uns bei geschickter Benutzung der Maschinen von kundiger Seite in Aussicht gestellt wird, ausschlagen? Eine Gefahr allerdings ist groß: je vollkommener die Maschinen werden, um so leichter wird die Arbeit an ihnen. Sie zu bedienen, bedarf keiner Ausbildung und keiner geistigen Fähigkeit mehr (siehe oben: 43 % an einem Tag erlernbar), ja nicht einmal mehr der Körperkraft (60 % aller Verrichtungen bei Ford können von Kindern, Frauen oder Greisen geleistet werden!). Was das für Folgen haben wird, ist noch nicht abzusehen.

Die Industrialisierung, *Technisierung und Mechanisierung des Wirtschafts- und äußeren Arbeitslebens* kann meines Erachtens *nicht mehr rückgängig* gemacht werden. Wir stehen auf einem verlorenen Posten, wenn wir uns dagegen auflehnen. Wir müssen die Maschinisierung als ein Schicksal betrachten, das wir nicht abwenden können. *Besser als ohnmächtig gegen die Maschinisierung sich aufzulehnen*, ist es, *sie zu bejahen und zu versuchen, den Menschen vor ihr zu retten, die Seele auch in der Welt der Maschine zu bewahren oder wiederzugewinnen. Besser als die Maschine zu bekämpfen*, ist es, *sie zu benutzen. Besser als gegen die Technik zu wüten*, ist es, *die Technik zu beherrschen*. Die Technisierung des äußeren Lebens wird weitergehen. Immer größer wird hier die Bedeutung der Maschine werden. Dagegen wollen wir uns nicht sträuben. (Eine Einschränkung: die Maschine soll der Handarbeit nicht *das* wegnehmen, was die Handarbeit wirklich besser leisten kann; man denke an die Herstellung von Kleidern, Möbeln und Bildern!) Es ist uns nicht leicht ums Herz, wenn wir uns dazu entschließen. Wir wissen wohl: immer mehr wird die Freude an der Arbeit schwinden; immer geringer wird die Bedeutung des Seelischen, Menschlichen bei der Arbeit werden. Aber wir wissen keinen anderen Rat, keinen anderen Ausweg. Verneinen wir die Maschinisierung, so stehen wir grollend und einflußlos abseits vom Leben. Bejahen wir sie, so können wir manches retten, ja vielleicht die Maschine in den Dienst der Kultur stellen, indem wir durch sie freie Bahn und Zeit für seelisches Leben und kulturelle Betätigung schaffen.

Alle *Technik* soll *Mittel zum Zweck* sein. In unserer Zeit gebärdet sie sich, als sei sie Selbstzweck. Dagegen wollen wir uns wehren. Alle Technik soll *Dienerin des Menschen* sein. Jetzt sieht es aus, als sei sie seine Herrin. Das wollen wir uns nicht gefallen lassen. Alle Technik soll sich auf das *äußere Leben* beziehen. Bei uns hat die Technik vielfach den Geist ver-

dorben, ja verdrängt. Das soll anders werden. Geistige Werte, Seelenleben, Erholungszeit müssen frei werden von der Maschine und von ihrer Art. Wie ist dies möglich? An einigen Beispielen möchte ich euch das noch zeigen.

Denken wir zunächst an die Erholungszeit nach der Arbeit, am Abend, am Sonntag, im Urlaub. Sie muß frei sein von der Maschine und allem, was an sie erinnert. (Bei dem Menschen, der in der Arbeit mit Maschinen zu tun hat.) Das Leben klafft dadurch allerdings in zwei voneinander stark unterschiedene Teile auseinander; aber das läßt sich nicht vermeiden. In dem bekannten Buch von Bellamy: „Rückblick aus dem Jahr 2000" wird es als Ideal hingestellt, daß jede Wohnung ihr Telephon hat. Ich würde es im Gegenteil als Ideal betrachten, daß keine (Privat-)Wohnung ein Telephon hat. Das Telephon gehört ins geschäftliche Leben, nicht ins Privatleben und in die berufsfreie Zeit. Natürlich ist es gut, wenn für Notfälle (Krankheiten) ein Telephon leicht erreichbar ist. Oefters wird es als erstrebenswert bezeichnet, daß jeder eine Schreibmaschine hat und auch der Privatbriefwechsel mit Hilfe der Maschine geschieht. Das ist sehr bedenklich; dadurch geht viel Persönliches verloren, das im Privatverkehr nicht zu entbehren ist; und es ist dem, der beruflich mit Maschinen arbeitete, schädlich, auch nach dem Beruf mit der Maschine zu fuhrwerken. Also: im Beruf Schreibmaschine, im Privatverkehr Handschrift! In Amerika ist es vielfach eingeführt, daß für das ganze Haus in einer Küche gekocht wird. Dadurch wird Kraft und Zeit und Geld erspart; und doch widerstrebt in uns etwas gegen eine solche Mechanisierung des häuslichen Lebens. Wenn wir uns erholen, sind uns Kerzen mit Recht lieber als Glühlampen, Gesang lieber als Grammophon (selbst wenn die musikalische Wiedergabe auf der Maschine einwandfrei wäre); wir lieben von allen Musikinstrumenten am meisten die Lauten und Zupfgeigen, weil sie am wenigsten von einer Maschine (wie z. B. das Klavier) an sich haben. Ein Gemälde als Zimmerschmuck bedeutet uns mehr als eine Photographie oder ein Druck. Eine Erholungsfahrt im Auto kann für Menschen, die sonst von Maschinen umgeben sind, keine wirkliche Erholung sein. Das Auto kann nur Mittel zu dem Zweck sein, leichter und schneller zu schönen Gegenden zu gelangen. Die Art der Welt der Technik trägt besonders stark das Kino; ganz gleich, was es bringt, ob Gutes oder Schlechtes, zur Erholung ist es völlig ungeeignet. Dasselbe gilt für das Radio, das eine Fülle seelischer Gefahren in sich trägt: Unstetigkeit — man kann immer abwechseln, wie es einem paßt —, Sensationssucht — man hat Gelegenheit zu immer Neuem —, Entwurzelung — man enteilt zum Fernsten, statt in der Nähe zu bleiben —, Bequemlichkeit — man bleibt auf der Chaiselongue liegen —, Gemeinschaftslosigkeit — stellt euch vor, Jugendbund im Radio, wobei jeder auf seinem Zimmer bleibt —, und noch vieles andere, merkt es euch, ihr „Rundfunker im BDJ"!

Daß wir uns nicht die ganze Natur durch die Maschine verderben lassen wollen, versteht sich von selbst. Wie schrecklich dem, der die Natur wirklich erlebt, wenn aus Wald Holz, aus Felsen Stein, aus Strom Wasserkraft wird! Wie dem Einbruch der Maschine in die Natur gewehrt werden kann, ist ein Problem für sich. Jedenfalls kann man nicht behaupten, daß das Naturgefühl dadurch am meisten gestärkt werde, wenn man immer in der Natur ist (Rückkehr zur Landwirtschaft!). Vielleicht hat der Bauer gerade deshalb oft sehr

wenig Naturgefühl, weil die Natur für ihn der Alltag, die Regel, das Gebiet seiner Arbeit ist, während für uns Städter die Natur die Ausnahme, das Reich unserer Erholung, unserer Feierstunden ist. Wenn wir die Maschinen besser verstehen, sagt Ford, kommen wir dadurch nicht notwendig von der Natur ab, sondern wir gewinnen die Zeit zum Genießen und Erleben der Natur. Es ist durchaus nicht sicher, daß der Bauer, der den ganzen Tag in der Natur arbeitet, aber sich nicht in ihr erholt, ihr innerlich näher steht als wir, die wir fern von der Natur arbeiten, aber in ihr unsere Erholungsstunden und -tage verbringen*). Dasselbe gilt für das religiöse Leben. Bei der maschinellen Arbeit wird es immer schwerer werden, Gott in der Arbeit zu finden; das ist praktisch so, darüber täuschen uns die schönsten theoretischen Predigten nicht hinweg. Aber durch die maschinelle Arbeit wird Zeit und Kraft gewonnen, die nach der Arbeit zur Pflege der Religion verwendet werden kann, was dann wieder rückwärts auf die Arbeit selbst wirken wird. Wir wissen wohl, das ist ein Kompromiß. Eigentlich sollte das ganze Leben gleichmäßig heraus aus der Religion gestaltet werden. Aber was nützt die schöne Theorie, wenn sie auf die Wirklichkeit nicht paßt?

Der Arbeiterdichter Schönlank sagt: „Wir mußten uns vermählen mit Erz und Stein. Die zogen unsere Seelen in sich hinein." Im „Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes" stand zu lesen: „Die Maschine und die Knechtung des Menschen unter die Maschine zerstört das geistige und religiöse Leben des Menschen. Der Mensch, der in seiner Arbeit nur ein Stück Maschine ist, kann sich eine Welt, die mehr ist als Maschine, gar nicht mehr denken." Ich meine, so braucht es nicht zu sein. Wir wehren uns gegen diese furchtbare Gefahr, die von der Maschine her droht. Und wir helfen denen, die dieser Gefahr schon erlegen sind. Wir lassen den „Geist" der Maschine nicht in unser geistiges Leben herein, oder wir entfernen ihn, wo er schon eingedrungen ist. Maschinisierung, Technisierung für das äußere Leben, — Individualisierung, Seele für das persönliche Leben — es ist doch möglich. Wir wollen es versuchen. Voller Mensch — trotz Maschine! Seele — bei aller Technik!

Schuld.

Ich fühl's, viel Gutes drängt in mir zum Lichte hin;
doch eh' es noch zur Tat gereift,
ward es betaut mit Schuld.
Wie Nachtfrost unerbittlich zarte Knospen streift,
die sich zur Sonne sehnten hin
in banger Ungeduld.

Du Schuld, und auch Du Tod!
Groß ist Dein Aehrenfeld.
Du sammelst reichlich Deine Garben ein.
Doch nur nach dem Gebot
des weisen Herrn der Welt.
Er soll der Richter meines Wollens sein.

Margarete Becker.

*) Vergleiche hierzu, was Freund Klaer im kommenden Dorfheft zu diesem Punkt sagt.

Führertagungen und Lehrgänge.

Wilhelm Stählin.

Die Führertagungen, Aelterentreffen und Lehrgänge aller Art, die in den einzelnen Landesverbänden und in den uns nahestehenden Bünden gehalten werden, sind kaum zu zählen. Die Berichte, mehr noch persönliche Briefe von Teilnehmern, sind erfüllt davon, wie schön, reich, anregend, erhebend und befruchtend diese Tage gewesen sind. Aber wenn man nach dem, was die Zeitschriften darüber mitteilen, über Art und Inhalt dieser Lehrgänge berichten will, so ist die Ausbeute sehr mager. Das kann eine sehr berechtigte und erfreuliche Ursache haben. Wenn nämlich der Wert aller dieser Tagungen und Lehrgänge weniger in den dort gehaltenen Vorträgen als in dem gemeinsamen Leben und der eindrücklichen Verwirklichung im Rahmen dieser Tagungen liegt, dann ist es natürlich nicht möglich, durch gedruckte Berichte etwas Wesentliches von den dort vermittelten Lebensanstößen weiterzugeben. Die Dürftigkeit der Berichte kann aber auch eine andere minder erfreuliche Ursache haben. Es könnte nämlich sein, daß zwar ein ganz starkes Bedürfnis immer wieder zu solchen Zusammenkünften und Aussprachen treibt und daß sie deswegen von eifrigen Menschen (d. h. von solchen, die eigentlich keine Zeit haben, aber es doch noch möglich machen) veranstaltet und besucht werden, ut aliquid fieri videatur, zu deutsch: um die Not durch Betrieb zu bekämpfen. Daß dann nachher nicht viel zu erzählen ist, wäre wiederum, hier allerdings in sehr bedenklicher Weise, begreiflich. Ich bin mißtrauisch genug, sehr weithin das Zweite anzunehmen, und ich habe aus den Berichten, die mir vor Augen gekommen sind, doch ganz überwiegend den Eindruck gewonnen, daß wir eigentlich den Stil fruchtbarer Lehrgänge erst lernen müssen, zum mindesten erst auf dem Wege sind, ihn zu lernen.

Erst allmählich haben wir gelernt drei Dinge wirklich auseinanderzuhalten: die Aelterentagungen, die für die Besprechung der eigenen und persönlichen Fragen der Aelteren dienen (darüber schreibe ich hier nicht, weil das mehr in den Bericht über die Aelterenfrage hineingehört); die Führertagungen, die dazu dienen sollen, die aus den Bünden selber herausgewachsenen reiferen Jugendlichen zu Verantwortung und Dienst zu erziehen; und die eigentlichen Lehrgänge, die eine wirkliche Schulung auf einem besonderen Gebiet vermitteln sollen. Die Entwicklung geht nun unzweifelhaft bei uns und bei anderen Verbänden in der Richtung, daß immer mehr an die Stelle der sehr allgemeinen Jungführertagungen mit ganz umfassenden Vorträgen und Aussprachen spezielle Lehrgänge mit einem konkreten Arbeitsziel treten. Es liegt in derselben Richtung, daß diese Lehrgänge sich nur da wirklich eingebürgert und sich als fruchtbar erwiesen haben, wo ein schon vorher mehr oder weniger einheitlicher Kreis zu gemeinsamer Arbeit zusammengerufen wurde, also in den Landesverbänden, zum Teil sogar in den Gauen. Der Bund hat mit seinen Lehrgängen bis jetzt keine sehr guten Erfahrungen gemacht. Die Großbodunger Lehrgänge haben unter der Zufälligkeit ihrer Zusammensetzung gelitten, soweit sie nicht ganz bestimmten Einzelfragen, Mädchenarbeit oder Musik, gewidmet waren. Etliche starke Eindrücke und nachhaltige Anregungen werden von einem mehrtägigen

Zusammensein mit führenden Menschen immer ausgehen; aber der eigentliche Zweck solcher Lehrgänge, nicht nur die einzelnen Teilnehmer für ihr Leben zu fördern, sondern durch sie dem Leben in den Bünden Richtung und Anstoß zu geben, ist damit doch nicht sichergestellt. Gerade diese Notwendigkeit hat uns immer wieder den Wunsch nahegelegt, richtige Leiterlehrgänge zu halten gerade auch für solche, die berufsmäßig mit der Leitung von Jugendbünden betraut sind. Das ist bis jetzt einfach daran gescheitert, daß die Leiter leider nicht gekommen sind.

Ein Wort zu den Führertagungen: Wir brauchen Freizeiten für die Heranwachsenden, etwa 18—20jährigen, die in erster Linie ihrer eigenen Klärung und Vertiefung, ihrer eigenen Charakterbildung dienen, die vor jeder Führungsaufgabe und jedem sozialen Dienst steht und stehen muß. Die Frage, wie diese Freizeiten zu gestalten sind, gehört in den Zusammenhang der weiteren Frage, wie überhaupt der Stil solcher Zusammenkünfte, die der Erziehung und Förderung reifer Menschen dienen sollen, aussehen müßte. Ich habe den Eindruck, daß wir hier noch in den ersten Anfängen des Tastens und Suchens stecken. Dabei droht ständig die Gefahr, daß wir wieder den Kopf füllen, statt an den Wesensgrund zu rühren. Ohne einzelne Berichte zu kritisieren, hebe ich zwei Punkte hervor, die mir notwendig scheinen: eine wirkliche Form des gemeinsamen Lebens, eine feste Sitte, die in diesen Tagen wirklich das Leben gestaltet und von da aus auch in das Alltagsleben hineinwirkt, und daneben viel freie Zeit zu persönlichem Austausch, vor allem auch zu ganz persönlicher Zwiesprache mit dem Leiter; mag man das letztere Seelsorge nennen oder nicht, wenn nur die Notwendigkeit der Sache begriffen wird. Die Vorträge und Aussprachen müssen, wovon sie auch im einzelnen handeln, immer in die letzte Tiefe führen, durch Einführung in die Wirklichkeit über das Zerbrechen der Illusionen hinweghelfen und zu einer wirklichen Sinndeutung des Lebens Anregung und Hilfe gewähren.

Es ist wohl kein Zufall, daß an ganz verschiedenen Orten übereinstimmend das Bedürfnis nach Vertiefung in die Bibel sich regt. Baden hat bereits auf seinen Lehrgängen immer biblische Vorträge, wovon das badische Bundesblatt regelmäßig berichtet; vgl. auch „Hessenland" Nr. 6, 1925 und 3/4, 1926, wo über die Stellung Jesu zur Welt und zum Menschen und über Paulus und den Galaterbrief berichtet wurde. Von solchen Bibelkursen berichten natürlich vor allem die „Weibliche Jugend" und der „Führerdienst". Auch dort habe ich den Eindruck, daß manchmal viel zu viel in eine Tagung hineingepackt ist, so wenn in 3 Tagen in täglich 6 Stunden Vortrag eine Einführung in die Behandlung prophetischer Texte des Alten Testaments, eine Einführung in Paulinische Briefe und außerdem noch drei weitere Themata behandelt werden (Weibl. Jugend, 4, 1925). Wir werden uns darüber klar sein, daß für sehr viele Kreise unseres Bundes eine solche Bibelarbeit gar nicht das Rechte wäre, und daß auch nicht das Lesen der Bibel ein an sich wirkendes Zaubermittel ist. Das Eindringen in die innersten Lebensfragen kann auch von ganz anderen Gebieten her, von naturwissenschaftlichen, wirtschaftlichen, künstlerischen oder literarischen Vorträgen aus kommen, und es muß von Fall zu Fall sorgfältig geprüft werden, was für den versammelten Kreis wertvoll und fruchtbar sein kann.

Wie mir scheint, noch nicht sehr oft versucht wurde es, solche Freizeiten für die Jüngeren, d. h. für die 14—17jährigen, zu veranstalten. Baden beabsichtigt, seinen herkömmlichen Pfingstlehrgang in Eberbach heuer einmal auf diese

Altersschicht umzustellen. Ich weiß nicht, ob es sinnvoll ist, hier dann von einem Lehrgang zu reden, lasse mich aber gern durch die Erfahrung widerlegen. Noch mehr als bei den Aelteren kommt hier alles auf die gemeinsame Lebensgestaltung, auf ein Stück Verwirklichung an. Wenn es auch nicht ganz in diesen Zusammenhang hineingehört, so darf ich doch erwähnen, daß ich mit meinen Konfirmandenlagern (mit den Knaben und mit den Mädchen je 2—3 Tage unmittelbar nach der Konfirmation) die denkbar besten Erfahrungen gemacht und nachhaltigen Eindruck erweckt habe, auch wenn in den Tagen keinerlei Unterricht, Vortrag oder dergleichen möglich war. Auf der anderen Seite fangen wir an eigene Freizeiten für Burschen (der verschiedenen Altersstufen) zu halten, die wie nichts anderes zu leiblicher Uebung, Zucht, Dienst und Gemeinsinn erziehen können. Dafür hat sich ein besonderer Stil des „Lagers" entwickelt, der freilich in unserem Bund noch sehr wenig bekannt und geübt ist. Hierin können wir von den dem Reichsverband der evangelischen Jungmännerbünde angeschlossenen Gruppen allerhand lernen.

Diese und ähnliche Formen, die die Jugendbewegung geschaffen hat, bestimmen heute die Veranstaltungen fast aller Jugendbünde. Ich weise wiederholt auf den sehr bemerkenswerten Versuch hin, die männliche Landjugend, wie es in Bayern weithin geschieht, in Bauernburschenlagern zu sammeln, die jungen Leute weniger durch methodistische Treiberei als durch den ganzen Geist eines ihnen völlig unerhörten Gemeinschaftslebens zu erwecken, um sie dann als Missionare des neuergriffenen Christentums in ihre Umgebung zurückkehren zu lassen. Die starken Bedenken, die wir dieser Art gegenüber nicht unterdrücken können, sollen uns nicht hindern anzuerkennen, daß dabei mehr Frucht sichtbar wird als bei vielen Reden unserer vielen Tagungen.

In einem sehr lesenswerten Aufsatz (Der Ring, Führerblätter des Bundes deutscher Ringpfadfinder) — ich kenne leider nur den 2. Teil des Aufsatzes in Heft 1/2, 1924 — vertritt Hans Fritzsche sehr eindrucksvoll die These: „Führerschulung ist eine Angelegenheit der Charakterbildung". (Einige besonders beachtliche Gedanken: Einsam sein! Handeln! Knapp sein! Haushalten mit den Kräften Leibes und der Seele! Beständigkeit im großen und Treue im kleinen!) So richtig das ist, so sehr bedarf doch der Führer oder richtiger gesagt der Leiter ganz bestimmter Kenntnisse und technischer Fähigkeiten für seine Aufgabe. Theoretische Beschäftigung mit Jugendpsychologie, die auf unseren Lehrgängen eine erhebliche Rolle spielt, kann dabei einigen, aber nicht den entscheidenden Dienst leisten. Man muß auch ganz praktisch zeigen „wie man's macht", nämlich die große Fahrt, das Ferienlager, den Heimabend, den Mütterabend, die Turnstunde usw. Etwas von solchen Anregungen sollte von jeder Tagung ausgehen. Immer wird eine Gruppe da sein, die ohne viel Worte irgendetwas vorbildlich macht. (So hoffe ich, daß das Musterzeltlager und anderes, was für das Stadion in Köln geplant ist, zu einem „Lehrgang" wird.) Baden kündigt (Bad. Bundesblatt 2, 1926) ein Ausbildungslager für Jungscharmeister an. Für ein Führerlager der christlichen Pfadfinderschaft Deutschlands (Führerdienst September/Oktober 1925) waren außer einem Bibelkurs und theoretischen Vorträgen für nachmittags praktische Uebungen angekündigt: Lagerbau, Unterrichtsgang durch den Wald, Sport- und Lagerspiele, erste Hilfe bei Unfällen, Lagerfeuer, Sternkunde, Landschaftsabend über auslandsdeutsche Gebiete. (Wann werden wir so weit sein, daß diese Dinge zu der selbstverständlichen Ausbildung jedes Pfarrers gehören?) Zwei Lehrgänge

haben sich besonders mit den Fragen leiblicher Uebung, Tanz und Geselligkeit befaßt; eine bayrische Aelterentagung in Wernfels (Bericht noch zu haben bei Heinrich Arneth, Nürnberg, Neuschelstraße 60) hat versucht, etwas von Geselligkeit, die andere (in Eberbach) von Leibesübungen selbst praktisch zu zeigen.

Von einem eigentümlichen neuen Versuch ist verschiedentlich in der „Weibl. Jugend" (Nr. 2 und 3, 1925) zu lesen: „Wanderfreizeiten", an deren Anfang und Ende Ruhetage mit Vorträgen und Aussprachen stehen, verbinden das Gemeinschaftsleben der Wanderung mit Missionsarbeit an den besuchten Gemeinden; wie mir scheint, doch ein etwas künstlicher Versuch, gegen den auch in der „Weibl. Jugend" selber das einfache Bedürfnis der Jugend, zu wandern und unter sich zu sein, reagiert.

In jedem Fall sehr wesentlich ist die Auswirkung solcher Lehrgänge; sie wird meines Erachtens weniger durch Berichte und literarische Aussprachen als durch sehr bestimmte Richtlinien, die auf der Tagung selbst erarbeitet werden, und durch persönliche Briefe sichergestellt.

Ueber den Rahmen dieses Berichtes hinaus liegt der Hinweis auf Schulungswochen oder Schulungsmonate. Ich glaube, daß die Erfahrungen uns immer deutlicher zeigen werden, daß nur solch längere Schulung durch ein geordnetes Gemeinschaftsleben und den darin wirkenden Geist dauernd fruchtbar ist. Dieser Gedanke liegt all den zahlreichen Volkshochschulheimen zugrunde, von denen uns vielleicht die Christdeutsche Volkshochschule auf Burg Hohensolms am nächsten steht; dahin gehört aber auch die von dem Verband für die evangelische weibliche Jugend begründete Bibelschule in Witten a. d. Ruhr und vor allem das große Jugendwerk des evangelischen Kirchenbundes auf dem Hainstein, von dem an anderem Ort ausführlich berichtet werden soll.

Aelterenfrage.

Heinz Kloppenburg.

Es ist notwendig, daß wir im Bund klar abgrenzen, wer eigentlich die „Aelteren" sind, von denen wir reden. Es wird gerade in der Aelterenfrage häufig drauflos diskutiert, ohne daß man sich klar ist, über wen man redet. Ich sehe in der heutigen Aelterenschaft des Bundes drei Generationen, die ich einmal bezeichnen möchte als die Magdeburger, die Brieger und die Jüngsten. Unter „Magdeburgern" verstehe ich die Aelteren, die das Hineinströmen der Jugendbewegung in den Bund erlebten oder selbst dessen Träger waren. Die Brieger Generation ist diejenige, die zuerst sich als einen besonderen Aelterenstand im Bunde mit besonderen Aufgaben und Pflichten fühlte, die das Wort von Dienst in sich aufgenommen hat. Sie ist der Kern der heutigen Aelterenbewegung. Die „Jüngsten" sind diejenigen, die etwa um das 18. Lebensjahr aus dem eigentlichen Gruppenleben herauswachsen und die vor der großen Frage des „Was nun?" stehen.

Von diesen „Jüngsten" wird im Bund sehr wenig geschrieben, — sehr zu Unrecht. Denn in den Jahren um 20 fällt doch fast immer im jungen Menschen die Entscheidung, wo das Schwergewicht seiner Lebensarbeit liegen wird, ob sein Leben um sein eigenes Ich kreisen wird, oder ob es das als Aufgabe erkennt, was wir „unseren Dienst" nennen. Das sollte jedem Führer Anlaß genug sein, der Entwicklung gerade des 18- bis 20jährigen mit gespanntester Aufmerksamkeit zu folgen und ihnen in den ent-

scheidenden Stunden persönlicher Freund und Helfer zu sein. Es wird sich im allgemeinen hier weniger um religiöse Nöte im engeren Sinne handeln, als vielmehr um die Frage des Hineinfindens, des Einordnens in eine Umwelt, die dem jungen Menschen jetzt erst in ihrer unübersehbaren Vielgestaltigkeit und ihrer Dämonie aufgeht. Daß unsere jungen Menschen hier den Blick für das Wesentliche erlangen, hier objektiv denken lernen, hier lernen, sowohl die Notwendigkeit der persönlichen Arbeit des Einzelnen als auch ihre Begrenzung klar zu sehen, das ist die Aufgabe, die an dieser Stelle auf uns wartet. Sie wird erleichtert durch einen oft erstaunlichen Wissensdurst, den gerade dieses Alter zeigt. Wirtschaft, Geschichte, Politik sollen sachkundig und eingehend behandelt werden. Claßens Schriften (vgl. die jetzt in „Unser Bund" laufende Darstellung jüngster Geschichte) sind hier sehr gute Helfer. Hand in Hand mit dieser Arbeit geht zweckmäßig ein Hineinführen in die Probleme der Philosophie, beginnend mit gemeinsamer Lektüre von Klassikern und ihren Biographien (vgl. Stöltens Goethebuch). Hebbel und die Moderneren, Ibsen, Hauptmann haben nach mir vorliegenden Berichten im letzten Winter Arbeitskreise an verschiedenen Orten fruchtbringend beschäftigt.

Wichtig ist das Aufzeigen praktischer Arbeit. Doch scheint der 18- bis 20jährige eine wirklich verantwortungsvolle Arbeit im allgemeinen noch nicht übernehmen zu können, wenigstens schweigen sich die Berichte darüber aus. Bewußt gearbeitet wird erst zwischen 20 und 25 Jahren — bei den „Kriegern". Das Wort vom zweiten Arbeitstag ist bei ihnen nicht in die Luft gesprochen worden. Aber auch die Erkenntnis, daß es gilt, zunächst im ersten Arbeitstag seine Pflicht zu tun, spricht aus allen Berichten. (Sachsen.) In der Anwendung des zweiten Arbeitstages ist zunächst das überall vorhandene starke Gefühl der Verantwortung für die Jüngerenarbeit festzustellen. Es scheint sogar so, daß diese Arbeit eine große Anzahl der Aelteren vollkommen in Anspruch nimmt, so daß diese für andere praktische Sozialarbeit, deren Notwendigkeit an sich wohl erkannt wird, einfach nicht mehr die Zeit haben. Aufrufe, wie der von Kurt Langermann (UB. 1925, 1), der von Schutzaufsicht, Jugendgerichtshilfe spricht, scheinen nur vereinzelt praktische Nachwirkungen zu haben. Magdeburg-Buckau hat diese Arbeit sehr ernst aufgenommen. Inwieweit andere Aeltere sich da betätigen, ist mir nicht bekannt, doch kann nicht genug auf die Notwendigkeit gerade dieser Arbeit hingewiesen werden. Auch von Kinderarbeit, soweit es sich nicht um Kückengruppen handelt, wird wenig berichtet. Hier liegt eine Aufgabe auch für Mädchen! Die proletarischen „Kinderfreunde" sollten uns Aelteren Veranlassung sein, hier schönsten und dankbarsten Dienst zu tun. Berichte liegen vor aus Hamburg, Bremen, Bleren. Ebenfalls wenig wird erzählt von Arbeit auf Jahrmärkten und Volksfesten. (Bücherstuben, Hans-Sachs-Spiele, Kasperle.) Welche Dorfjugend ist nicht dankbar für ein richtiges Kasperletheater! Warum sollen wir nicht mit unseren Spielen von den Festwiesen unserer Tagungen auf die Rummelplätze ziehen und so ein Stück daran tun, daß sie wieder Volksfeste werden? — Ueber die wichtige Frage der Geselligkeit der Aelteren läuft ein Sonderreferat in W. u. A. Die Sache scheint sehr viel Kopfzerbrechen zu machen. Beachtet wird sie überall. Wir hören von einem jungen Bundesehepaar, das junge Menschen aus den Bünden zu zweit oder dritt zu sich einlädt. Das ist dankenswert und sollte nachgeahmt werden. Dies Zusammenkommen im kleinsten Kreise ist oft besser als eine Massengeselligkeit.

Die Brieger Generation ist die Generation, die vor dem letzten Ringen um die Erkenntnis des Sinnes allen Dienstes steht. Es ist so, wie Stählin in Halle sagte: die Aelteren nähern sich der Erkenntnis der Unzulänglichkeit aller bisherigen Lösungen. Sozialismus, völkische Bewegung, die beide in unserem Bund wichtigste Fragen schienen, erhalten immer mehr das ihnen gebührende Fragezeichen. Das Tempo der Entwicklung ist natürlich verschieden. Es ist erst ein kleiner Teil, der sich an die „letzte Schanze" herangearbeitet hat, viele stehen noch weit im Vorfeld. So geben die Berichte über die geistige Lage der Aelteren in den verschiedenen Landesverbänden heute ein krauses, scheinbar verwirrendes Bild. Wohl den geschlossensten Aelterenkreis zeigt Thüringen. Im Ostgau sammelt sich um Walter Kalbe eine Lebens- und Arbeitsgemeinschaft, die in monatlichen Zusammenkünften um neue Erkenntnisse, neue Lebensgrundlagen ringt. In einer nur äußerlich zusammenhanglosen Themenreihe zeigt sich die Arbeit dieses Kreises: Familie und Ehe, Abendmahl, Vaterunser, Märchen, Sinn der Lebensreform, Bibellehrgang, Adventfeier. Eine Neigung zur Anthroposophie ist nicht zu verkennen. In einem Bericht über Rudolf Steiner heißt es: „Durch die vom Zeitgeist befreiende Denkarbeit dieses Mannes und seiner Nachfolger, insbesondere auch aus dem Kreise der Christengemeinschaft ist uns in beglückender Weise ein Weg zur Bibel freigelegt worden, welcher in keiner Weise die Gnade Gottes „überflüssig" macht, dafür aber ein Einfühlungsvermögen in die Denkformen anderer Völker und Zeiten ermöglicht, soweit sie ihr Wissen aus dem starken, unmittelbaren Erleben Gottes geschöpft und in Sprachformen niedergelegt haben, die diejenigen unserer heutigen verzweckmäßigten Sprache weit in den Schatten stellen. Es ist für uns ein Schöpfen aus dem Born des Ewigen Geistes." — Aehnliche Wege geht der Westgau. Erfreulich ist, daß dabei deutlich ausgesprochen wird, daß „Prüfstein für die Tragfähigkeit unserer Anschauungen Alltag und Beruf, Familien- und Gruppenleben" sein soll.

Es ist nun wichtig zu wissen, daß diese Aelterengemeinschaften sich zusammensetzen aus „Handwerkern, kaufmännischen Angestellten, Studierenden, Lehrerinnen, Helferinnen und Haustöchtern", d. h. aus Menschen sozial und geistig immerhin schon gehobener Schichten. Betrachtet man die Aelterenbewegung im Bund einmal von dieser Seite her, so kommt man um die Einsicht nicht herum, daß die soziale Zusammensetzung in wesentlichem Zusammenhang mit der geistigen Haltung der Aelteren steht. Es ist ja auch leichter, mit Bünden wie den Nürnbergern Aelterentreffen über die Frage der evangelischen Haltung zu haben als mit Berlinern, es ist leichter, sich mit Menschen, die auf einer gleichen kulturellen Höhe stehen, sich etwa über den „Sinn des Leibes" (Bayern in Wernfels 1925) auszusprechen, als mit einer Schar, die unter ganz verschiedenen Umständen aufgewachsen ist. Es ist ferner ganz gewiß leichter, Aeltere, die das Verwurzeltsein in einer Tradition im Grunde nie verloren hatten, wie etwa die Badener und vielleicht die Schleswig-Holsteiner, Wege zur Bibel zu führen, als etwa die traditionslosen, mehr proletarischen Großstadtbünde, die erst ganz allmählich einen Blick bekommen für die Bindungen, in denen der Mensch steht. Wir müssen uns hüten, den Stand des Kampfes um das Evangelium nach einzelnen genannten Gruppen zu beurteilen, müssen vielmehr ganz klar sehen, daß der weitaus größte Teil der Aelteren heute noch vor der entscheidenden Auseinandersetzung steht. Ansätze finden wir freilich überall. (Sachsenbrief 1,

Sachsen-Anhalt 2, 3, Bund im Westen 1—3 — hier eine Auseinandersetzung mit katholischer Jugendbewegung, die sehr fruchtbar sein kann — Ostland, Aelterenrundbrief Niedersachsen.) Doch geht man dort, wo es zu einer Aussprache kommt, häufig mit großem Unbefriedigtsein heim. (Hessenland 3/4.) In solchen Aussprachen geht einem erschütternd auf, wie tief verschüttet alle Quellen sind, wie heillos verfahren unser gesamtes Denken überhaupt ist und wie wenig wir heute überhaupt in der Lage sind, verständlich zu machen, was eigentlich im Evangelium steckt. (Ist das nicht für unsere jungen Theologen eine verpflichtende Mahnung, mit einer ernsten gemeinsamen Arbeit zu beginnen?) Mit bloßer „Verkündigung" ist es da nicht getan. Was wir tun müssen und können, ist m. E. nichts anderes, als unseren Aelteren zu helfen, die Wirklichkeit immer klarer zu sehen, die Lage des Menschen immer schärfer zu erkennen, ist „Desillusionierung". Dazu mögen wir Wege der Philosophie nehmen, Wege der Natur- und Wirtschaftsbetrachtung — das bleibt sich gleich. (Stählins Buch kann hier Gegenstand entscheidend klärender Aussprache werden.) Notwendig ist vor allem gedankliche Klarheit, ist, daß wir nicht auf ein „Erleben" sondern auf ein Erkennen lossteuern. Ich glaube nicht, daß Aufsätze, wie der von Ernst Hahn (UB. 3) uns weiter helfen. Das ist schwärmerische Romantik, die uns in eine gefährliche individualistische Mystik hineinführen kann, die eine Sackgasse bedeutet. — Daß aber auch in „traditionslosen" Aelterenkreisen ein fruchtbares Weiterarbeiten möglich ist, zeigt Hamburg, wo unter Heitmann die Aelteren alle 2 Monate über religiöse Fragen sprechen, zeigt Lüneburg, wo Karwehl Sylvester 1925 60 Aeltere des Landesverbandes Niedersachsen zumindest stark erschütterte. — Nicht übergangen werden darf im Bericht die Arbeit der Berliner Kreise, die sich in Arbeitsgemeinschaften mit den „großen Weltreligionen" auseinandersetzten, und von dem Vorhandensein einer Art von „absoluter Verantwortung" sprechen, die das Leben des Einzelnen in ihren Dienst zwinge.

Ein paar Worte noch über die dritte Aelterengeneration, die „Magdeburger". Ihre Zahl ist gering und wird immer geringer. Als Einzelne sitzen sie da und dort in den Bünden mit wenig, viel zu wenig Verbindung untereinander. Dabei sind sie diejenigen, die als Mittler der Brieger Generation entscheidend helfen können. Durch ihr Wurzeln in der Vergangenheit des Bundes haben sie das Vertrauen der nächsten Generation, und das ist gerade in der religiösen Frage von größter Bedeutung. Hier können sie die Menschen sein, die den Briegern ihr Ringen deuten, können z. B. Stählins Schicksal und Sinn ihnen übersetzen, hier können sie auf der anderen Seite durch ihr Dasein dem Bundesvolk die Gewähr sein, daß kein Führer im Bund daran denkt, im Dienste einer äußeren Christianisierung die ganz besondere Lage unserer Aelteren zu verkennen und innere Entwicklungsstufen zu überspringen. Notwendig ist allerdings, daß die Aelteren, die in dieser ganz besonderen Aufgabe stehen, miteinander enge Fühlung nehmen, und sich untereinander über Weg und Richtung verständigen. Die geplante Bodunger Aelterenfreizeit im Herbst soll dem dienen*).

*) Wie mir scheint, wäre gerade über die besonderen Schwierigkeiten dieser „Magdeburger" Aelteren, ihr Ringen um Lebensformen um Lebensformen, Geselligkeit, Beruf, Politik u. a. viel zu sagen, freilich wenig zu „berichten". St.

Das Turnen in Köln.

Nun wissen wir, daß uns zum Bundestag das „Stadion" eine Woche nach den Kampfspieltagen, die Zehntausende zu Wettkämpfen vereinigen, mit großen Plätzen, den Schwimmbecken und Laufbahnen zur Verfügung steht. Die Kampfspieltage werden eine Riesenschau, eine „Sensation", für Tausende ein Nervenkitzel sein, wofür sie ihr Geld ausgeben wie für ein neues Kinodrama. Danach richtet sich auch die Aufmachung der Kampfspiele. Und hinterher wird die Presse mit Rekordzahlen und Siegerbildern aufwarten und es wird auch im Pressewald des Auslandes rauschen. Wir sind erlöst von den Aeußerlichkeiten des Zurschaustellens und der Rekordsucht und können uns diejenige Form wählen oder schaffen, die den Verhältnissen in unserem Bunde entspricht. Wie steht es nun mit der Pflege der Leibesübungen in unserem Bunde? Zunächst ist festzustellen, daß keine Einheitlichkeit vorhanden ist, weder in der Auffassung, noch in der Ausübung.

Dieser Tatsache muß Rechnung getragen werden. Denn wir halten es für notwendig, daß der Vormittag, den der Bund für Leibesübungen festgesetzt hat, auch von allen zu frischer, fröhlicher Betätigung auf den schönen weiten Plätzen des Stadions benutzt wird. Es sollen nicht, wie z. B. beim Fußballsport, 22 Leutchen sich tummeln und 22 000 zuschauen, sondern Tausende sollen in lebendiger Bewegung sein und nur wenige als Zaungäste Maulaffen feilhalten. Das ist möglich, wenn außer Wettkämpfen, die notwendig sind, auch die Anfänger und ganz Ungeübten Gelegenheit zu anregender, freudiger Bewegung und zum Probieren finden, so, wie es ihnen zusagt und es ihrer Entwicklungsstufe entspricht. Dasselbe gilt auch für alle anderen, die nicht wettkämpfen wollen, auch für die Aelteren und Alten. Und wer sich alle Leibesübungen an diesem Tage versagen muß, ist willkommen als Riegenführer und Ordner. Dies gilt für beide Geschlechter.

Für Turner sind 4 Recke, 4 Barren, 4 Pferde und mehrere Springständer gemietet; Plätze für alle volkstümlichen Uebungen werden vorhanden sein (Weitspringen, Gerwerfen, Speerwerfen, Kugelstoßen, Freiringen u. a.). Die große Kampfbahn hat ein inneres Feld von 110×70 m, mit einer Laufbahn von 500 m Länge, die kleinere, die die Mädchen eine Zeitlang für sich allein benutzen können, ein Feld von 100×70 m und einer Laufbahn von 450 m. Außerdem können zu Spielen noch zwei große Plätze von je 200×150 m benutzt werden. Das Schwimmbad ist 160 m lang und hat 3 Becken, für Nichtschwimmer 0,80 m, für Schwimmer 1,80 m und für Springer 9 m tief; breit 25 m. Wir können es von 8—1 Uhr benutzen. Das Luft-, Licht- und Sonnenbad, getrennt für Männer, Frauen und Kinder, kann für eine Sondergebühr von 20 und 40 Pfg. benutzt werden. Die Wettkämpfer erledigen ihre Kämpfe zuerst abgesondert.

So gibt es also Freiheit und Möglichkeiten zu turnerischer, gymnastischer, rhythmischer und sportsmäßiger Betätigung, und niemand braucht seine Ueberzeugungen zuverletzen.

Nur eins ist unbedingt notwendig: die vorgeschriebene Ordnung in Zeit, Raum und Aufeinanderfolge streng einzuhalten und alle Kritik hinterher zu erledigen.

In der Zeit, die zu freiwilliger Betätigung bestimmt ist, kann sich jeder da anschließen, wo er Lust hat und wo gerade Platz ist; er tritt einfach an das Ende und und wartet, bis er an die Reihe kommt.

Bis jetzt ergibt sich das Bild einer großen Ungebundenheit. Wo bleibt aber das Bild des Bundes? Das Symbol des geschlossenen Zusammenhaltens und der gemeinsamen Tat? Ist es möglich, uns selbst dieses Bild vor Augen zu stellen durch Einordnen eines jeden in den großen Verband unter Hintanstellnug der trennenden Einzelheiten in der Auffassung der Leibesübungen?

Hier liegt eine Aufgabe für die Aelteren im Bunde, namentlich die weiblichen, mitzuhelfen, daß der Morgen begonnen wird durch eine Reihe von Freiübungen (andere nennen sie „gymnastische"; ich bleibe bei der deutschen Bezeichnung), die den Körper in einfachster Weise, so, wie man es zu Hause jeden Morgen tun kann, ordentlich durcharbeiten, ohne für Zuschauer berechnet zu sein, und die keine besondere Turnkleidung beanspruchen, obgleich solche Kleidung am zweckmäßigsten ist. Diese Uebungen können sofort nachgemacht werden. Ein Sprachrohr sorgt dafür, daß alle verstehen, worauf es dabei ankommt. Sie tragen also durchaus das Gepräge des Uneingeübten, werden uns allen aber die Freude der gemeinsamen Tat schenken. Alle Haltungsübungen, die den Atmungsrhythmus stören, sind ausgeschaltet.

Zwischen den einzelnen Uebungen wird das Sprachrohr in einigen Zweizeilern Worte der Besinnung auf den Dienst durch Leibespflege zur Vertiefung und als Ausdruck der Stimmung hinausrufen.

Die Aufstellung zu den Freiübungen erfolgt nach einem gemeinsamen Dauerlauf von 500 m um die Kampfbahn herum in einem Zeitmaß, daß alle teilnehmen können.

Damit reiche Anregungen mit in die Heimat genommen werden, wird an jeder Uebungsstelle ein Sachverständiger sein, der auf Fehler aufmerksam macht, technische Hilfen zeigt und den Lernenden Auskünfte gibt. Ihren Anordnungen ist unbedingt Folge zu leisten.

Das Bad wird Mädchen und Jungen je eine bestimmte Zeit zugewiesen; hoffentlich können aber dann noch einige Wasserspiele gezeigt werden.

Ob das die Form ist, die den Verhältnissen unseres Bundes entspricht? Die Erfahrung erst kann es uns lehren. Gelingt die Veranstaltung in dieser Weise, so haben wir das Wort erfüllt:

„Im Notwendigen Einheit; im Zweifelhaften Freiheit; in allem aber die Liebe!"

Der Bundesturnwart.

Buch und Bild.

Ein tapfers Herze. Ein Buch für junge Menschen von Walther Baudert. D. Gundert Verlag Stuttgart. 6,50 *M.*

Ein Buch, das vor Ostern schon angezeigt gehört hätte, damit es vielen jungen Menschen zur **Konfirmation** hätte geschenkt werden können. Wenn ich an die gutgemeinten, aber langweiligen und ganz unjugendlichen Bücher denke, die unsereins zur Konfirmation geschenkt bekommen hat, so freue ich mich besonders über dieses Buch, das die gleiche Absicht hat, wie jene Bücher, jungen Menschen den Weg zu weisen in das „Land des Wesens und der Wahrheit" und zu einem wahrhaft frommen Leben, diese Absicht aber viel anschaulicher, lebendiger und deshalb auch packender ausführt. Ein paar Ueberschriften: Christophorus, Dein Leib, Dein Beruf, Ein Freudenlicht, Der Gottestag, Ritter des heiligen Gral, Deine Bibel, Der betende Mensch zeigen uns, wo das Buch hinauswill und wie der Verfasser es anpackt. Ein Buch für die Konfirmation und für die späteren Jahre. Wir sollten es in den Büchereien unserer Bünde stehen haben und auch die Leiter werden viel Anregung und Hilfe daraus gewinnen. Das Buch ist vorzüglich ausgestattet und mit 8 Bildern von Matthias Schiestl versehen, in die B. in einem Anhang sehr fein einführt. H. S.

„Der Wölfling", Zeichnen im Lager und auf der Fahrt", „Knigge für Lausbuben" (Jugendland-Bücherei, Heft 1 bis 3. Reinhard Nuschke Verlag, Leipzig 95).

Diese drei Wölflingsschriften geben Zeugnis von der Art, wie die Ringpfadfinder ihre Jungs erziehen. Nicht in allem können die stark von den scouts beeinflußten Ringpfadfinder ein Vorbild sein. Da unsere Jüngerenarbeit aber noch in den Anfängen steckt, können wir sehr viel von anderen Bünden lernen und diese drei Hefte geben tüchtigen Führern wertvolle Anregungen. E. Ma.

Erinnerungen einer Achtzigjährigen. Dr. med. Franziska Tiburtius. Verlag Schwetschke & Sohn, Berlin, Freisinger Straße 5a. 1923. 4 *M.*

Die erste deutsche Aerztin schildert uns ihre Jugendzeit, ihre Erzieherinnenzeit in Pommern und England, die sehr interessante Studentenzeit in Zürich und dann die Berliner Praxis mit allen Schwierigkeiten und Kämpfen und Erfolgen. Henriette Tiburtius wird nicht nur im Kreis ihrer Kolleginnen verehrt und geliebt, sondern weit darüber hinaus reichen ihre Beziehungen zur Frauenwelt, die ihr dankt, als einer Führerin, die den Weg ins Berufsleben für die Frau mit freigemacht hat. Dies Lebensbild einer gereiften Frau, in der sich die Weisheit und Güte des Alters mit einem köstlichen Humor vereinen, kann uns Helfer sein, unseren eigenen Weg zielbewußter zu gestalten. Gertrud Geß.

Deutsche Volkheit. Eine Buchreihe. Verlag Eugen Diederichs Jena.

Die Buchreihe macht es sich zur Aufgabe, das zu sammeln, dem Volke bereit zu stellen, was von deutschem Kulturgut in ihm gebraucht werden, in ihm lebendig sein sollte. Es umspannt den gesamten weiten germanischen Kulturkreis und wird somit zu einem Unternehmen, das einzig dasteht. Vierzehn Reihen sind geplant: 1. Germanische Urzeit; 2. Sagen und Dichtungen; 3. Märchen und Schwänke; 4. Germanisches Christentum; 5. Volksbücher und Erzählungen; 6. Volksglaube, Volksweisheit und Brauch; 7. Volkslieder und Spiele; 8. Perioden und Zeitwenden; 9. Das Kaisertum; 10. Rittertum und Klosterleben; 11. Der deutsche Mensch; 12. Deutsches Städteleben; 13. Die deutschen Stämme und Stände; 14. Das neue Werden. — Dieser gewaltige Stoff wird dargeboten unter stärkster Heranziehung der Quellen; diese Art der Darstellung ist anschaulich, volksmäßig. Jede Reihe besteht aus mehreren Bänden, jeder Band mit 80 Seiten 2 *M.* — Mir liegen vor: **Nordische Heldensagen, Dänische Heldensagen.** Sie führen ein in ein wenig bekanntes Reich, das aber die jungen Menschen vor allem fesselt durch die Bilder und Gestalten von klar geprägtem Wesen. **Wendische Sagen** aus Geschichte, Feld und Heide, Wasser, Haus, darunter köstliche Geschichten vom alten Fritz. **Altgermanisches Frauenleben,** ein Versuch, das Bild der germanischen Frau zu zeichnen an Hand der Sagen. Etwas schwer, weil zu wenig gestaltet, die Belege aus dem Zusammenhang der Sage herausgerissen und einfach aneinander gereiht sind. Darum ein Labyrinth von Namen für den, der sich hier nicht einigermaßen auskennt. **Landsknechtsschwänke,** derb, aber lustig und kerngesund, für Landsknechtsstunden auf der Fahrt. — **Bauernschwänke,** wie der Bauer der Prügelknabe der übrigen Stände war, mancherorts noch ist, in seiner Art ein Beitrag zum Thema Stadt und Land. — Nach dem Titel der geplanten Bände und nach der Güte der vorliegenden darf man sich auf die kommenden (inzwischen erschienenen) freuen. J. E.

Bücher für Jungscharen und andre Leute.

Bei J. F. Steinopf, Stuttgart: **Waal / Waal.** Das Leben eines Grönlandfahrers,

erzählt von Margarete Boie. 170 S. Geb. 3.50 M. Lasla oder von Finnmarken von F. A. Friis. 180 S. Geb. 2 M. 3. Aufl. Dem Verlag ist Glück zu wünschen zu solchen prächtigen Büchern, die hiermit empfohlen sind. Welch prächtiges Charakterbild, dieser Lorens Petersen Hahn, der erst als Leichtmatrose, dann als Harpunier, zuletzt als Kommandeur nach Grönland fährt auf die Waljagd. Der im Winter den Sylter Seefahrern Unterricht gibt über den Lauf der Gestirne, der Strömungen des Meeres und der Wanderungen der Fische. Als Strandvogt die Sylter erzieht zu rechtschaffenem Sinn, ihnen die Strandläuferei abgewöhnt. Prächtig ist Land, Leben, Sitte und Brauch auf Sylt geschildert, doch so, daß es immer in die spannende Handlung einfließt. Das zweite, in Finnland spielend, mit denselben guten Eigenschaften. Die Fahrt über die Fjelder ins viele Meilen weit entfernte Pfarrdorf zur Taufe, der Ueberfall der Wölfe, die Verfolgung des Wolfes. Verlust und Rettung der Lasla, die Pest. Und neben diesen spannenden Schilderungen ein Eingehen auf die Seele dieser Menschen mit ihrem treuen Herzen und schlichten Glauben. Jugendbücher, wie man sie besser nicht wünschen kann.

Bei Eugen Salzer in Heilbronn.

1. Hermann Vortisch: Vom Peterli zum Prälaten. Johann Peter Hebels Leben in zwölf Geschichten und Gedichten und Bildern. Geb. 3,40 M. Der 22. September dieses Jahres ist der 100. Todestag des Dichters. Sollte er drum nicht Jahresregent sein in unsern Bünden und nicht nur im engern badischen Heimatland? Das Büchlein ist so humorvoll, so besinnlich, so gemütstief, heiter und froh und stillfromm geschrieben, wie Hebel eben selber war. Dazu von einem Landsmann, der all die einsamen Wege geschritten ist, die in Hebels Gedichten und Briefen anklingen. Ein Volksbuch für alle, drum hat das Büchlein auch schon viele Freunde gewonnen. Es sei warm empfohlen.

2. Karl Hesselbacher: Glückskinder. 160 S., geb. 2,80 M. „Glückskinder sind Leute, die aus der Not Segen gewinnen." Aus der Arbeit des Stadtpfarrers „berichtet" das Büchlein in 33 Geschichten, die kleine „Predigten" sind, nicht weil manchmal ein Bibelspruch voraufsteht, sondern weil sie eine Wahrheit anschaulich darstellen. Der Stadtpfarrer von Baden-Baden ist selber so ein Glückskind, denn aus der großen Not, die er sieht und miterlebt und mitleidet in seiner Arbeit, hat er für sich reichen Segen erworben und bietet ihn uns dar. Das ist etwas Schönes, etwas Gutes für die besinnlichen Stunden der Jungschar, ein „Lehrbüchlein" für die im Schatten stehen und Sehnsucht nach der Sonne haben.

3. Das Dichtergrab auf Oesel. 87 S., geh. 1 M. Wertvoll durch einen Feldpostbrief von Walther Flex, die Schilderung der stillen Insel, der Oertlichkeiten, des Kampfes und des Todes des Dichters und durch die Bilder. Aus großer Liebe für den Dichter geschrieben, kann man sich eines starken Eindrucks nicht erwehren, und in Gedanken zieht man wohl mit den Wanderscharen nach diesem still verträumten, wehmutumsponnenen Eiland. Das Büchlein ist ein Hinweis auf die gesammelten Werke des Dichters. J. E.

R. Gölz, Ein neues Lied wir heben an. 30 S. 0.40 Mk. Burckhardshaus, Berl.-Dahlem. Ein guter Beitrag zu dem Thema was Singen eigentlich sei, was der alte reformatorische Choral für uns ev. Christen, für unsere Kirche sein will. J.E.

Zeltlagerer hört!

Schickt mir doch bitte einen kurzen Bericht über eure Pfingstzeltlager, der das wesentlich Wissenswerte enthält. Vor allen Dingen schreibt, was nicht geklappt hat, und dann auch über Formen, Sitten und Gebräuche, zu denen ihr gekommen seid.

Musterzeltlager in Köln: Wir brauchen für den vorgesehenen Raum noch etwa 10 Zelte. Mit Inhalt natürlich! (Wir bauen Firstzelte, 4 bzw. 6 Zeltbahnen mit je 2 Zeltdreiecken, oder bei Nichtvorhandensein letzterer noch je 2 Zeltbahnen mehr; Stöcke und Heringe entsprechend. Fassungsvermögen beim ersten Zelt 6—8 Mann, beim zweiten 9—12 Mann, je nach dem Format der „Männer".) Gruppenführer mit Erfahrungen und — Zeltbahnen wollen sich schleunigst melden, damit die Richtlinien bald losgelassen werden können. Reinhard Nuschke, Leipzig 95.

Fahrpreisermäßigung!

Die 50%ige Fahrpreisermäßigung ist bereits am 1. Mai in Kraft getreten. Die alten Berechtigungsscheine gelten so lange, bis die neuen Scheine an die Ortsgruppen ausgegeben sind.

Die Ecke.

Dieses gekürzte Heft hat keinen Raum für die Aussprache gelassen. Dafür ist es auf knappem Raum inhaltsreich und will zu einer vertieften Einstellung für die Fragen in Köln helfen. Ludwig Heitmanns Aufsatz wird man nicht lesen können ohne Stählins Buch zur Seite, und auch der Aufsatz von Knevels hat Verbindungslinien dahin. Daneben ist es gut und nötig, in „Unser Bund" 1924 nachzulesen, was Dr. Honigsheim schrieb über: Jugend, Proletariat und Gegenwartskrise (S. 177) und die Entgegnung Ludwig Heitmanns: Vom Sinn und der Ueberwindung der Mechanisierung (S. 198). Weil das Dorfheft, das die Arbeit der Thüringer Dorftagung in den Bund hinaustragen soll, eine andere Stunde haben muß als die des Aufbruchs nach Köln, wird das Heft vor der Tagung etwas bunt sein. — Aufgaben: Unser Spiel, Unser Lied, Wir Aelteren in der Gemeinde. Wer hilft zu diesen Heften? Die Schriftleitung.

Die Treue

Verbandsblatt des Bundes Deutscher Jugendvereine e. V.
Schriftl.: Pfarrer W. Kalbe, Sülzfeld, Post Henneberg (Thür.).
Druck u. Verlag: Druckerei Eduard Roether, Darmstadt, Bleichstr.
Postscheckkonto: Eduard Roether, Darmstadt, Frankfurt a. M. 11232